



## Die Zukunft.

Berlin, den 21. Juli 1900.

### Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten.\*)

Des Tages, da seine Söhne und Töchter aßen und tranken Wein in ihres Bruders Hause, des Erstgeborenen, kam ein Bote zu Hiob und sprach: „Die Kinder pflügeten und die Eselinnen gingen neben ihnen auf der Weide: da fielen Die aus Reich-Arabien herein und nahmen sie und schlugen die Knaben mit der Schärfe des Schwertes; und ich bin allein entronnen, daß ich Dir's ansage.“ Da Der noch redete, kam ein Anderer und sprach: „Das Feuer Gottes fiel vom Himmel und verbrannte Schafe und Knaben und verzehrete sie; und ich bin allein entronnen, daß ich Dir's ansage.“ Da Der noch redete, kam Einer und sprach: „Die Chaldäer machten drei Spigen und

\*) Auf Umwegen ist aus Peking die Nachricht gekommen, die Europäer, die sich in die Häuser der englischen Gesandtschaft geflüchtet hatten, seien sämtlich getödtet worden. Wer in China regirt, wie lange die Großmächte wenigstens äußerlich im Dandeln einig bleiben und welche Entschlüsse sie fassen werden, um den im Reich der Mitte wachsenden nationalen Aufruhr niederzuwerfen: diesen Fragen ist heute noch keine Antwort zu finden. Sicher ist nur, daß die Zeit wohl für immer entschunden ist, da Goethe, nachdem er mit Humboldt über China geplaudert und die „Gedichte hundert schöner Frauen“ gelesen hatte, schreiben konnte, „daß es sich, trotz allen Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reich noch immer leben, lieben und dichten lasse.“ Wir müssen dieses Reich und die Stämme, die es bewohnen, kennen zu lernen suchen. Das ist der europäischen Diplomatie, deren lustiges Leben in Peking so gräßlich beendet scheint, offenbar nicht gelungen. Statt in das Rachegeheul der Leute einzustimmen, die nicht daran denken, ihr Leben zu wagen, am Medakteurlich oder bei schäumendem Bier aber den Usurpator Tuan räubern und seine fanatisirten Banden pfählen, müssen wir uns bemühen, in den Büchern kundiger Männer nützliche Weisheit zu finden, die das Dunkel des zu wandelnden Weges ein Wenig vielleicht zu erhellen vermag.

überfielen die Kameele und nahmen sie und schlugen die Knaben mit der Schärfe des Schwertes; und ich bin allein entronnen, daß ich Dir's ansage.“ Da Der noch redete, kam Einer und sprach: „Deine Söhne und Töchter aßen und tranken im Hause ihres Bruders, des Erstgeborenen; und siehe: da kam ein großer Wind von der Wüste her und stieß auf die vier Ecken des Hauses und warf es auf die Knaben, daß sie starben; und ich bin allein entronnen, daß ich Dir's ansage.“ Da stand Hiob auf und zerriß sein Kleid und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde und betete an. Und sprach: „Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe gekommen; nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen: der Name des Herrn sei gelobt!“

Das Buch Hiob I, 13—21.



Wohin kam das letzte Gefühl von Achtung vor sich selbst, wenn unsere Staatsmänner sogar, eine sonst sehr unbesangene Art Mensch und Antichristen der That durch und durch, sich heute noch Christen nennen und zum Abendmahl gehen? Ein Fürst an der Spitze seiner Regimenter, prachtvoll als Ausdruck der Selbstsucht und Selbstüberhebung seines Volkes . . . sich als Christen bekennend! Wen verneint denn das Christenthum? Was heißt es „Welt“? Daß man Soldat, daß man Richter, daß man Patriot ist; daß man sich wehrt; daß man auf seine Ehre hält; daß man seinen Vortheil will; daß man stolz ist . . . Friedrich Niebche: Der Antichrist.



Im dritten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung wurde eine Mauer von fünfzehnhundert Meilen Länge gebaut, um die chinesische Grenze gegen die Einfälle der Hunnen zu schützen; aber dieses staunenswürdige Werk hat nie zur Sicherheit eines untriegerischen Volkes beigetragen . . . Dschingis Khans Waffen hatten die Horden der Wüste unterworfen, die zwischen der chinesischen Mauer und der Wolga ihre Zelte aufschlugen, und der mongolische Kaiser war der Herr vieler Millionen Nomaden und Krieger geworden, die vor Ungeduld brannten, sich auf die milden und reichen Länder des Südens zu stürzen. Dschingis Khans Ahnen waren dem Kaiser von China zinspflichtig gewesen, er selbst durch einen Titel der Ehre und Knechtschaft erniedrigt worden. Der Hof von Peking staunte, als der frühere Vasall im Ton eines Herrschers den Tribut und Gehorsam forderte, den er sonst geleistet hatte, und den Sohn des Himmels wie den verächtlichsten Menschen zu behandeln wagte. Eine stolze Antwort verschleierte die geheime Furcht der Chinesen; und ihre Besorgnisse wurden bald durch das Erscheinen unzäh-

liger Geschwader gerechtfertigt, die von allen Seiten das schwache Bollwerk der Großen Mauer durchbrachen. Neunzig Städte wurden von den Mongolen erstürmt oder ausgehungert; und da Dschingis die kindliche Liebe der Chinesen kannte, deckte er seine Vorhut mit ihren gefangenen Eltern . . . Die Belagerung von Peking war lang und schwierig. Die Einwohner wurden durch Hunger gezwungen, ihre Mitbürger zu zehnten und zu verzehren. Die Mongolen gruben eine Mine bis mitten in die Stadt und der Brand dauerte über dreißig Tage. Gibbon: Geschichte des römischen Weltreiches.



Sag', was könnt' uns Mandarinen,  
Statt zu herrschen, müd zu dienen,  
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,  
Als in solchen Frühlingstagen  
Uns des Nordens zu ent schlagen  
Und am Wasser und im Grünen  
Fröhlich trinken, geistig schreiben,  
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

Goethe: Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten.



Wenn wir erwägen, wie wesentlich es ist, daß die Glaubensimpfung im zarten Kindesalter geschehe, so wird uns das Missionwesen nicht mehr bloß als der Gipfel menschlicher Zubringlichkeit, Arroganz und Impertinenz, sondern auch als absurd erscheinen, so weit nämlich, als es sich nicht auf Völker beschränkt, die noch im Zustande der Kindheit sind, wie etwa Hottentotten, Kaffern, Südseeinsulaner. Nur die Kindheit, nicht das Mannesalter ist die Zeit, die Saat des Glaubens zu säen, zumal nicht, wo schon ein früherer wurzelt. Schopenhauer: Ueber Religion.



Wäre dem Aberglauben Gehör geschenkt worden, dann hätten die Sieger ihre Götter den Besiegten aufgezwungen, die alten Tempel niedergerissen und einen neuen Kult eingeführt. Rom handelte klüger: es unterwarf sich selbst den Lehren der fremden Götter, schloß sie in sein Herz und verknüpfte sich so, durch das stärkste Band, das die Menschheit kennt, die besiegten Völkerschaften. Wer Menschen beherrschen will, darf sie nicht vor sich herjagen, sondern muß ihnen folgen.

Montesquieu: La politique des Romains dans la religion.



Wenn das Volk den Tod nicht mehr fürchtet: wie soll man es mit der Furcht vor dem Tode schrecken und bändigen? Wenn das Volk den Tod fürchtet, mag man, so oft es nöthig scheint, töten lassen. Es giebt einen Richter über Leben und Tod. Dem aber, der sich auf dieses Richters May setzen will, kann es leicht ergehen wie Jenem, der ohne Hondsireksübung einen Baum zu fällen unternimmt: er kann sich die Hand verletzen . . . Das Volk leidet, weil die Großen im Ueberfluß schwelgen. Daher kommt das Leid des Volkes. Das Volk wird unruhig, weil die Großen sich unsinnig geberden. Daher kommt die Unruhe des Volkes. Das Volk fürchtet den Tod nicht, weil es der Sklave des Lebens ist. Wer den Tod nicht fürchtet, steht sittlich höher als Der, dem das Leben über Alles lieb ist. Tao-Tse: Tao-Te-King.



China hat keine religiösen Schwärmer, nicht, weil das Volk vernünftiger ist als andere Erdenvölker, sondern, weil es nichts hat, wofür es schwärmen könnte; es kann über das prosaisch-spießbürgerliche Leben für rein irdische Zwecke nicht hinaus. Der Chinese kümmert sich nicht eher um den Fremdling, als bis Dieser die Art an den Stamm seines Lebens selbst anlegt und das Wesen des Staates anzugreifen droht; dann freilich kann der Chinese auch warm werden und heftige Verfolgungen bedrohen die Ideen, die den Sicherern aus seiner Ruhe aufscheuchten . . . Jeder Krieg, der Eroberungen bezweckt, gilt dem Chinesen als Sünde. China ist durch und durch ein bürgerlicher Staat; als größtes Unglück wird es betrachtet, wenn der Soldat mächtiger wird als der Bürger. Die Liebe zum eigenen Volk, heißt es im Schu-King, muß stärker sein als das Streben nach Macht. Chinas Kriege waren stets nur Abwehr, nie Angriff. Weder Volk noch Fürst freut sich des Krieges. Erfindungen und Künste anderer Völker werden von den Chinesen nicht bewundert oder nachgeahmt. In den noch jetzt geltenden Kriegsartikeln des Feldherrn Sema wird vorgeschrieben: „Menschenleben darf man nur aufs Spiel setzen, um das Leben einer größeren Menschenzahl zu erhalten, den Einzelnen nur schädigen, um der Gesamtheit zu nützen. Dem Krieg fehlt die rechtliche Grundlage, wenn man nicht vorher alle friedlichen Mittel zur Erlangung seines Zweckes erschöpft hat, wenn jede Vermittlung hartnäckig zurückgewiesen wird, wenn man aus Selbstsucht, Rache oder Ehrgeiz das blutige Spiel beginnt. Ein Heer muß sich überall so betragen, daß die Bürger überzeugt sein können, es trage nur zu ihrer Vertheidigung die Waffen. Der Ruhm oder die Schmach des Volkes hängt von der Art ab, wie das Heer sich zeigt“ . . .

Der Friede von Nanjing vernichtete mit einem Schläge das hohe Ansehen des Sohnes des Himmels. Der Kaiser war von den Barbaren besiegt, damit aber auch sein Urtheil gesprochen: er kann nicht ferner des unbefiegliehen Himmels Vertreter sein. Denn es ward gesagt, daß nicht das Reich des Herrschers wegen, sondern der Herrscher des Reiches wegen da ist. Der Himmel zeigt als Vater seine Unzufriedenheit durch wunderbar gräßliche Naturerscheinungen, durch Dürre, Hungersnoth, Ueberschwemmung, Barbareneinfälle. Hat damit der Vater bewiesen, daß er seinen Sohn verworfen hat, so ist das Volk berechtigt, sich gegen den Sohn des Himmels zu erheben und ihn vom Thron zu stürzen. Ihn kann das Volk, er nicht das Volk entbehren. Diese alte staatsrechtliche Anschauung wurde nach dem Frieden von Nanjing wieder lebendig. Ueberall brachen Unruhen aus, von Demagogen geleitete Volkshaufen mißhandelten die Mandarinen und erzwangen sich oft Bewilligung der unsinnigsten Forderungen. Des Kaisers Nachgiebigkeit beschwichtigte den Sturm nur für kurze Zeit. Das Volk hat sich in Empörung erhoben und der Mandschu-Thron wankt.

Adolf Buttk: Geschichte des Heidenthums.



Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo der Europäer die Erde von einer ununterbrochenen Zone der schwarzen und gelben Rassen umgeben sehen wird, die dann nicht mehr unter Vormundschaft, nicht mehr zu schwach zum Angriff sein, sondern in ihren Gebieten den Handel monopolisiren und den Industriemarkt der Europäer verengen werden. Chinesen und Jnder werden durch Schlachtschiffe in den europäischen Gewässern vertreten sein und auf Kongressen über Lebensfragen der Europäer Sitz und Stimme haben. An diesem Tage werden wir erwachen und uns von Völkern bedrängt finden, die wir für geborene Knechte hielten und von denen wir glaubten, sie müßten stets unseren Wünschen dienstbar bleiben. Pearson: National Life.



Das Auge der Bewohner des Weltostens gleicht nicht unserem. Der Blick dieser Leute umfaßt immer nur eine Seite der Sache, und wenn sie des Glaubens voll sind, ist in ihrem Hirn für keinen vernünftigen Hintergedanken Raum und sie gehen für ihren Wahn in den Tod. Man ist nie duldsam, wenn man sich ganz im Recht und den Anderen ganz im Unrecht glaubt... Die allzu schroffe Trennung der Menschheit in Rassen ist nicht nur wissen-

schaftlich unhaltbar, da nur in wenigen Ländern eine wirklich reine Rasse lebt: sie muß auch zu Vernichtungskriegen führen, zu zoologischen Kriegen, wie wir sie aus dem Reich der Mager und Fleischfresser kennen.

Ernest Renan: La réforme intellectuelle et morale.



Alle Triften, alle Stätten  
 Färbt mit ihren Knochen weiß;  
 Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,  
 Gebet ihn den Fischen preis;  
 Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,  
 Laßt, gestäuft von ihrem Wein,  
 Schäumend um die Pfalz ihn weichen  
 Und ihn dann die Grenze sein!  
 Eine Lustjagd, wie wenn Schützen  
 Auf der Spur dem Wolfe sitzen!  
 Schlagt ihn tot! Das Weltgericht  
 Fragt Euch nach den Gründen nicht!

Heinrich von Kleist: Germania an ihre Kinder.



Das Chinesenthum hat uns den Kampf aufgezwungen und durch die pefinger Blutthaten die Form bezeichnet, in der er durchgeführt werden muß. Heute muß sich die gesammte abendländische Civilisation für die Rache stark machen, die Chinesen als Kanibalen behandeln und Peking von Grund aus zerstören. Falls die Mächte aus politischen Gründen es für erforderlich halten, sollten sie die Chinesen zwingen, auf den Trümmern ihrer alten die neue Hauptstadt aufzubauen, als eine nach den Grundfägen des Abendlandes gedachte freie Stadt. Heute handelt es sich um die letzte Probe auf die Lebenskraft und Zukunft zweier Kulturwelten. Aus dieser Probe muß, wenn die Opfer auch noch so schwer sind, das Abendland siegreich hervorgehen.

Kölnische Zeitung vom sechzehnten Juli 1900.



Während die chinesische Kanzlei sich in Erfurchtformeln erschöpft, erlaubt das Herkommen dem Kaiser von China nicht, selbst pomphaft von seiner Bedeutung zu reden. Er muß höchst bescheiden sprechen, sein geringes Verdienst und die Unzulänglichkeit seiner Leistungen betonen. Allmächtig ist nur die Tradition; und ein Kaiser gilt schon als ein Tyrann, wenn er sich in

der winzigsten Einzelheit von dem bei den Vorfahren üblichen Brauch entfernt . . . Um dreihundert Millionen Seelen umzubilden: dazu würden alle Völker Europas zusammen nicht genug Blut herzugeben haben. Nur durch die Erzeugung von Mischlingen kann die chinesische Civilisation von den Weißen beseitigt werden; und dabei wäre in der Praxis immer noch mit der Schwierigkeit zu rechnen, die sich aus der ungeheuren Kopfszahl der angehäuftesten Völker ergibt. China scheint also seine Einrichtungen noch auf unabsehbare Zeiten hinaus behalten zu sollen.

Gobineau: Die Ungleichheit der Menschenrassen.



Wie man mir erzählt, wird die Idee des Glücks in China durch eine Schüssel voll gekochten Reis und einen geöffneten Mund wiedergegeben, die der Regierung durch ein Bambusrohr und ein zweites Zeichen, das „in der Luft schwingen“ bedeutet.

A. W. von Schlegel: Indische Bibliothek.



Erwägt man, wie auch jetzt noch alle großen politischen Vorgänge sich heimlich und verhüllt auf das Theater schleichen, wie sie erst lange nach ihrem Geschehen ihre tiefen Einwirkungen zeigen und den Boden nachzittern lassen: welche Bedeutung kann man da der Presse zugestehen, wie sie jetzt ist, mit ihrem täglichen Aufwand von Lunge, um zu schreien, zu übertönen, zu erregen, zu erschrecken, — ist sie mehr als der permanente blinde Lärm, der die Ohren und Sinne nach einer falschen Richtung ablenkt?

Friedrich Nietzsche: Menschliches, Unzumenschliches.



Die Unglücksbotschaft aus Peking machte auf die Börse keinen besonderen Eindruck, weil man schon vorher von der Wahrheit der Katastrophe überzeugt gewesen war und das Ereigniß in den Kursen escomptirt hatte. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der Krieg den Kohlenverbrauch steigern werde. Ferner müsse die ungeheure Menge des zerstörten und noch zu zerstörenden Materials ersetzt werden. Deshalb sei namentlich in den Hüttenrevieren die Stimmung besser geworden. Allgemein wird angenommen, daß die chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen.

Börsenbericht vom siebenzehnten Juli 1900.



## Anthropologie.

**A**ristoteles und Kant verstanden unter Anthropologie die Psychologie; in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnete man damit häufig die Anatomie und Physiologie des Menschen, zuweilen mit Einschluß der Psychologie. Erst seit der Mitte des scheidenden Jahrhunderts ist Anthropologie die Lehre vom Menschen als einem Naturwesen gleich den übrigen Organismen der Erde und verwandt mit diesen, ist sie die Naturgeschichte des Menschen.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften begründeten die moderne Weltanschauung und, durch diese, als eine unerläßliche Vorstufe, hindurch eine neue Wissenschaft, die echte Anthropologie.

Der alte Begriff vom Menschen genügt uns heute nicht mehr. Er ist entweder auf abstrakt moralischem Wege gewonnen — nach der rührend naiven Formel: So sollst Du beschaffen sein, dann verdienst Du den Namen Mensch! — oder er ist aus einer zu eng begrenzten Wirklichkeit geschöpft und anerkennt nur die geschichtliche Menschheit, weil diese unserem lieben Selbst annähernd gleichkommt.

Die Anthropologie hat diese unwissenschaftlichen Schranken zerbrochen. Ein kalter, aber gesunder Wind bläst in unser künstliches Menschheitsgebäude; der Weihrauchnebel, mit dem wir uns Jahrtausende lang umgaben, verzieht sich auf Nimmerwiederkehr; und wir erkennen, daß wir im Grunde bisher nicht viel klüger und besser waren als jene Eskimos Labradors oder jene Naturwedda Ceylons, die sich für die einzigen Menschen hielten, weil sie nicht aber die Wildniß hinausblickten, die sie von der nächsten Jägerhorde trennte.

Heute versteht man unter Anthropologie gewöhnlich eine Gruppe von drei Fächern: die physische Anthropologie, die Ethnologie und die prähistorische Archäologie. So bildet sie einen neuen Sammelpunkt für bereits gewonnene Kenntnisse oder, wenn man diese an ihrem Platz belassen will, eine moderne Ergänzung der älteren Natur- und Geisteswissenschaften.

Durch die Anthropologie erscheint der Mensch unserer unmittelbaren Anschauung und Erfahrung und der Mensch überhaupt in einem größeren Zusammenhang als früher; er erscheint als ein Glied der gesammten Natur; und „Die Stelle des Menschen in der Natur“ ist der Titel namhafter englischer und französischer anthropologischer Werke.

Das Ziel der Anthropologie ist: die körperliche Erscheinung des Menschen und die Formen seiner Kultur vorurtheillos zu studiren und auf die natürlichen Ursachen zurückzuführen. Zu diesem Zwecke unterwirft die physische Anthropologie den Körper des Menschen, sein Werden, seinen Bau und seine Funktionen, einer doppelten vergleichenden Betrachtung; sie vergleicht erstens



die Menschheit als Ganzes mit der Thierwelt, zweitens, als Massenlehre, die großen Gruppen der Menschheit unter einander.

Viele Thiergattungen übertreffen den Menschen in einzelnen Fähigkeiten. Fische schwimmen, Vögel fliegen, Säugethiere sind besser bekleidet, stärker bewaffnet, geschickter im Laufen, Klettern und haben schärfere Sinne; Bienen und Ameisen sind politisch musterhaft organisiert. Diese Vorzüge waren die Ursachen des Totemismus, der gewisse Thiere als höhere Wesen, als Ahnen des Menschen und als Geber von Kulturgütern behandelte. Daher stammen in jüngeren Zeiten die thierischen Attribute der menschlich gedachten Götter, die Wappenthiere der Adelsgeschlechter und Nationen, die Falkenpoesie der Montenegriner und die Bärenindustrie der Fabrikanten und Kaufleute von Bern. Das Wahre am Totemismus ist das höhere Alter, die frühere Fertigkeit und Abgeschlossenheit der Thierwelt gegenüber dem Menschen als dem jüngsten Kinde der Erde. Die Thiere waren einst ausschließlich die Bewohner unseres Planeten; und wir wußten nicht, wie wir uns die Existenz des Menschen ohne die Präexistenz und Koexistenz der Thiere vorstellen sollten. Virchow hat zutreffend bemerkt, daß dem Totemismus eine dunkle Ahnung des Darwinismus zu Grunde lag.

Aber alle Vorzüge der Thierwelt werden reichlich aufgewogen durch die körperliche und geistige Ueberlegenheit des Menschen. Er fängt die Fische aus dem Wasser, den Vogel aus der Luft, er überholt die schnellsten und bändigt die stärksten Säugethiere und beraubt sie allesammt ihres Schmuckes, ihrer Waffen, ihrer Kleidung, ihres Fleisches und ihrer Knochen. Er hat die schöne vierbeinige Lokomotion aufgegeben; aber er baut sich Maschinen, mit denen er flüchtiger dahineilt als das schnellste Wild. Selbst der Flug ist ihm schon heute nicht mehr ganz versagt.

Dieser kulturellen Ueberlegenheit entspricht die anatomische. Alle modernen Zoologen stellen den Menschen an die Spitze des Systems der Thierwelt, aber doch in eine Klasse mit den höchst organisierten Säugethiere, den menschenähnlichen Affen. In ungerechter Ueberhebung bestreitet ein namhafter Anthropologe die Zusammengehörigkeit des Menschen und der Anthropoiden in der Klasse der „Primaten“. Wenn er die Menschen als „Girnwesen“ von den Thieren als Darmwesen unterscheidet, weil auch bei den höchstorganisierten Thieren der Kauapparat am Schädel, das „cranium viscerale“, die Hirnkapsel, das „cranium cerebrale“, überwiegt, so vergißt er, daß der Kauapparat beim Thiere nicht nur den Darmfunktionen vorarbeitet. Der thierische Kauapparat versteht zugleich die Funktionen der Hände und der künstlichen Werkzeuge des Menschen und muß hauptsächlich aus diesem Grunde mit seinen Knochen und Muskeln über Gehäuse und Inhalt des Hirnschädels präponderiren. Wenn durchaus zwischen Mensch und Thier eine ostentative

Unterscheidung gewählt werden soll, so wäre es richtiger, den Menschen als „Werkzeugwesen“ oder — Kunst im weitesten Sinn genommen — als „Kunstwesen“ auszuzeichnen. Allein jede solche kapitale Unterscheidung erregt den Verdacht rückfälliger Tendenzen.

In gleichem Sinn und Geist wie die Körperformen des Menschen betrachtet die Anthropologie die menschlichen Kulturformen. Hier besteht ihre Aufgabe darin, auch diese als Naturformen zu begreifen. Die Kluft zwischen Mensch und Thier ist heute für das Auge auch bei den *εργατικῶν ἀνθρώπων* riesengroß; für den sinnenden Geist schließt sie sich, wenn er sich die Entstehung der Lawine aus dem ins Rollen gekommenen Schneefügelchen vorstellt. Zwar ist dazu beinahe noch eben so viel Phantasie nöthig wie zu den Zeiten des Lukrez; aber eine Vorbedingung ist seitdem doch erfüllt worden. Wir haben die Wege betreten, die uns in Raum und Zeit, durch die Ethnologie und die Archäologie, zu den Anfängen der Kultur führen, zu den natürlichen Grenzen der Menschheit, zum Beginn des Menschen als Werkzeug- und Kunstwesens, wenn ich diesen Ausdruck hier einmal gebrauchen darf.

Die niedrigen Kulturformen geben den Schlüssel zum Verständniß der höheren; in ihrer Einfachheit lehren sie uns die Menschheit in Kulturgruppen gliedern, so, wie die physische Anthropologie sie in Rassen gliedert. Damit tritt allmählich auch die höhere Kultur, sie, die früher allein Kultur hieß, in den Lichtkreis naturwissenschaftlichen Verständnisses.

Kultur ist Alles, was den Menschen vom Thier unterscheidet; sie ist überall, wo wir Menschengestalt antreffen; ja, diese selbst ist ein Ergebnis und Zeichen der Kultur, der Erhebung des Menschen über die Thierwelt. Darum ist es oft schwer, die Grenzlinien zwischen physischer und psychischer Anthropologie zu bestimmen, und die Ursachen der Erscheinungen liegen nicht immer ausschließlich in dem einen oder dem anderen Gebiet.

Kultur unterscheidet also nicht den höher gebildeten vom minder gebildeten Menschen — denn auch Dieser hat seine Kultur —, sondern nur von höherer und niedrigerer Kultur kann die Rede sein. Es ist klar, daß im Allgemeinen die „höhere“ Kultur als die komplizirtere, feinere, auf einer größeren Anzahl von Voraussetzungen beruhende, die jüngere, daß dagegen die „niedrigere“ Kultur die ältere sein wird. Allein schon ein Blick in das nächste Dorf und dann in eins unserer großstädtischen Museen orientalischer und griechisch-römischer Alterthümer lehrt, daß jene chronologische Unterscheidung der Wirklichkeit doch nur ungefähr entspricht. Hohe Kultur ist leicht vergänglich, niedrige schwer zerstörbar. Alle Kulturphasen der einfacheren Vorzeit umgeben uns und leben um uns noch heute in Ueberresten oder in vollster Daseinskraft; und Vieles, was den Stolz unseres Geschlechtes ausmacht, ist in der Wirklichkeit dahingesunken und fristet sein Dasein allein in der Wissenschaft.

Niedrige Kultur ist auch nicht nur ein Weg zur höheren Kultur und die höhere Kultur ist kein Ziel der Menschheit. Die Menschheit hat kein anderes Ziel als die jeweilige Gegenwart und deren nächste Zukunft. Es ist so leicht, aber auch so leicht, optimistisch in unserer eigenen Zeit oder pessimistisch in irgend einer liebevoll ausgeschmückten Periode der Vergangenheit das beabsichtigte Ziel des menschlichen Kulturanges zu erblicken. Eben so wenig liegt es in einer fernen Zukunft. Die teleologische Sehertkunst träumt und alle Zeichen trägt.

Die Anthropologie macht auf solche Weise den Menschen mit sich selbst bekannt. Sie ist es, die die reife Frucht vom Baume ererbter Wahnvorstellungen löst. Der Mensch soll durch anthropologische Einsichten gleichsam aus seiner alten Natur heraustreten, darüber hinauswachsen und eine Stellung über sich selbst einnehmen. Die Lehren, die die Anthropologie — nicht aus zersplitterten historischen Reminiszenzen, sondern — aus dem ganzen, sich gleichbleibenden Wesen der Menschheit schöpft, schneiden scharf und tief ein in alle unsere Ueberzeugungen. Die wahre Anthropologie ist eine Wissenschaft vom täglichen Leben; und vielleicht ist Das der Grund, weshalb man ihr von Staats wegen so zögernd Raum unter den übrigen gelehrten Fächern gewährt hat. Ehren ängstliche Staatslenker die theoretischen Wissenschaften doch um so mehr, je entfernter sie vom praktischen Leben sind. Auf der zu Lindau in Bayern abgehaltenen „Dritten Gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft“ erörterte ein Vortrag des Professors Waldeyer das Verhältniß der Universitäten zum anthropologischen Unterricht. Das selbe Thema wird seit einiger Zeit besonders auch in Amerika fleißig ventilirt. Ueberall ist man überzeugt, daß der anthropologische Unterricht an den Hochschulen nicht fehlen dürfe; nur über das Wie gehen die Ansichten auseinander. Waldeyer unterzog sich der Mühe, nachzuweisen, was wir an Anfängen oder Keimformen solchen Unterrichtes bereits besitzen; und wie immer, wenn ein gewissenhafter Mann ein Material sorgfältig zusammenstellt, gewann das Vorhandene den Anschein größerer Bedeutung, als es in Wirklichkeit besitzen mag. Dagegen sprach sich Virchow in seinem Vortrage über „Meinungen und Thatfachen in der Anthropologie“ dahin aus, daß für die Wissenschaften, namentlich für die Anthropologie, während bisher nur „Meinungen“ geherrscht hätten, jetzt erst das Reich der „Thatfachen“ anbrechen soll. Diese Unterscheidung eines der größten lebenden Gelehrten war merkwürdig genug. Betragen Meinungen und Thatfachen überhaupt eine solche Antithese? Meinungen sind veränderlich, Thatfachen unveränderlich; falsche Meinungen können durch bessere ersetzt, aber nie können Meinungen von Thatfachen abgelöst werden. Immer wird neben der Thatfache die Meinung stehen; im offenen Widerspruch mit den Thatfachen wird freilich keine

Meinung Stand halten, aber auch keiner Thatsache wird es vergönnt sein, alles Reinen aus der Welt zu schaffen.

Den „unglücklichen Meinungen“ legt es Virchow zur Last, daß es heute an Schule machenden Anthropologen fehle. Die einzige Ausnahme sieht er in München, wo Johannes Ranke als Ordentlicher Professor in diesem Fache wirkt. Ihn nennt er einen „weisen Raben, der noch sehr wenige gleichwerthige Konkurrenten habe.“ Wir erblicken den Grund davon einfach in der staatlichen Behandlung dieser Dinge, die an einer Stelle gewährt, was sie an anderen hartnäckig verweigert.

Ich möchte eine Thatsache konstatiren. Der Vorstand der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft besteht, abgesehen von dem ehrenhalber aufgenommenen Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und dem Kassirer, aus drei Vertretern der physischen Anthropologie: den Professoren Waldeyer, Virchow und Ranke. Die Ethnologie und die prähistorische Archäologie sind nicht vertreten. Gewiß sind die drei Genannten warme Freunde der beiden anderen Richtungen, ja, sie haben ihnen zum Theil selbst große Dienste geleistet; aber wenn sie von Anthropologie sprechen, denken sie natürlich doch in erster Linie an physische Anthropologie. Nur in diesem Sinne ist Virchows Erwartung berechtigt, „daß Ranke eine größere Anzahl von Adepten heranziehen und daß das neue Jahrhundert reich an solchen Schülern sein möge.“ Professor Ranke dürfte es selbst ablehnen, Spezialisten auf dem Gebiete der Völkerkunde und der prähistorischen Archäologie heranzubilden.

Spezialisten sind es aber, die die Anthropologie braucht und die sie auch heute schon, nachdem die Kinderjahre dieser Wissenschaft überstanden sind, ausschließlich besitzt, freilich noch nicht in genügender Zahl. Spezialisten sind es, von denen allein erwartet werden kann, daß sie an die Stelle veralteter unzulänglicher Meinungen neue, besser mit den Thatsachen harmonisirende setzen. Virchow war im Recht, als er betonte, daß ein großer Theil der von Waldeyer aufgezählten anthropologischen Lehrer „eigentlich nichts bedeuten.“ Aber der Grund ist nicht der, daß sie keine Universal-Anthropologen sind, sondern, daß sie eigentlich andere, nicht anthropologische Fächer beherrschen, wie Geologie, Geographie, Sprachvergleichung, Medizin u. s. w., und nur nebenher, dem Bedürfniß entsprechend, auch anthropologische Kollegien lesen. Auch fehlen ihnen die erforderlichen Institute, Apparate und Lehrmittel. Wie es sich damit verhält und daß es eine Anthropologie, aber keine Anthropologen, sondern nur Spezialisten anthropologischer Fächer giebt und geben kann, habe ich vor Jahren in einem Aufsatz „Ein Wort über prähistorische Archäologie“ (Globus LXVIII Nummer 21) eingehend auseinandergesetzt.

Daß wir wohl eine Anthropologie, aber keine Anthropologen im Sinn Virchows haben sollen, mag Manchem paradox klingen. Aber wo ist denn

zum Beispiel der Historiker, der römische Epigraphik und Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts mit gleicher Verehrung an einer Universität vortragen dürfte? Es giebt eben noch eine Geschichtsforschung, aber keine Universalhistoriker mehr; und wir sollten uns vielmehr freuen, daß wir von der Anthropologie Ähnliches aussagen können.

Man lasse also ruhig die Anthropologie sich spezialistisch entwickeln, wozu überall Ansätze vorhanden sind. Auch die staatlichen Organe werden sich eher dazu bereit finden lassen als zur Errichtung großer und doch immer nur einseitig wirkender „anthropologischer“ Lehranstalten. Die Töchter der Anthropologie, wie ich die anthropologischen Spezialfächer nennen möchte, werden in geschwißterlicher Berührung bleiben und ihrer Mutter nicht vergessen. Sie werden fortfahren, anthropologischen Geist zu erzeugen und zu verbreiten unter den eigenen Schülern und unter den Jüngern der stofflich verwandten Disziplinen —: zu ihrem Heil und zum Heile der Menschheit.

Wien.

Professor Dr. Moriz Hoernes.



## Meine vier Gespenster.

**N**itunter weicht, in bangen Nächten, der Alb nicht von meiner Brust. Dann rühne ich schwer und liege rüchelnd wie verzaubert unter dem Anblick einer vielköpfigen Gorgo und träume von meinen vier Wirthschafterinnen . . .

Eigentlich waren es ja sechs; aber nur an die vier letzten, die ich die dramatisch bewegten nennen will, verfolgt mich die Pein des Gedankens. Die fünfte war meine lyrische Wirthschafterin, eine bloße Sehnsucht, ein fernes, unerreichtes Idol; die sechste war meine epische. Episch wird die Zeit genannt, wenn die Völker noch ohne viel Nachdenken hinleben und sich über Willensfreiheit und ähnliche Sachen keine grauen Haare wachsen lassen. Es war auch mir die glücklichste Zeit; ich werde sie nie vergessen.

Die „Epische“ hieß Frau Liebermeier und ich gerieth ganz zufällig an sie, weil ihr Mann, ein Schuster von Abkunft und Ueberzeugung, der Portier meines Hauses war. Sie fing an, mir Thee zu machen, und es dauerte nicht lange, so bemutterte sie mich mit der rührendsten Sorgfalt. So gegen Ende des Quartals etwa, nachdem sie eine Zeit lang meiner wachsenden Unruhe mit schlanem Schmungeln zugehört hatte, wer hätte gleich ihr zu fragen verstanden: „Na, Herr Doktor? . . . Was haben Sie denn auf Ihr Herzchen?“ Sie war ein Finanztalent ersten Ranges und wußte für Alles Rath, für mich wie für ihren Mann, auf dessen

Zuneigung sie außerordentlichen Werth legte. „Über Justof!“ konnte man sie täglich hören, „so jeh doch! . . . Na so je—e—eh doch!“ . . . darauf etwas kürzer: „Oder Wffe!“

Sieben Jahre hatte dieser schöne Zustand gedauert; dann fing es auch bei Frau Liebermeier ganz leise an. Ich hatte, da ich an der Seeleute in einem rauhen Klima aufgewachsen und an fette Kost gewöhnt war, eines Tages mich erkundigt: „Kann ich jeden vierten Tag ein halbes Pfund frische Tischbutter haben?“

„Warum denn nicht?“ gab Frau Liebermeier lachend zur Antwort.

„Es läßt sich also machen?“

„Na jewiß. Immer feste.“

Ich weiß nicht, woher es kam: ein finsterner Argwohn beschlich mich, Ernst, fast traurig ergriff ich die Hand der Treuen und mit einem bittenden Blick, in den ich Alles hineinzu legen versuchte, was an Schonung, an Hartgefühl, an Verständnis für die weibliche Natur in mir lebte, rief ich aus:

„Frau Liebermeier! läßt es sich auch wirklich und wahrhaftig machen?“

„Aber Herr Dokterchen! Na natürlich! M. w.!“

Ich beruhigte mich. Ich bekam auch frische Tischbutter, vom „Himmel-Bolle“; aber es vergingen keine vierzehn Tage, so war kein Zweifel mehr möglich: die Sache funktionirte nicht! Ich hörte den Buttermann himmeln am Montag; aber am Donnerstag schon wieder. Das ging in meinen Kopf nicht hinein. Ich kämpfte einen schweren Kampf mit mir; es war ja die brave, die gute Frau Liebermeier, meine Epische. Aber als Mann und Pedant konnte ich vom Gedanken der Disziplin nicht loskommen. Eines schönen Donnerstags, als die Butter auf meinen Frühstückstisch kam, äußerte ich leichtsin:

„Es hat sich also doch nicht machen lassen!“

Alles Blut drängte sich mir zum Herzen; das Gefühl, eine bodenlose Schlechtigkeit zu begehen, war da. Wahrscheinlich warnte mich meine bessere Natur noch im letzten Augenblick. Aber ich ließ mir nichts merken und biß festig in mein Butterbrot.

„Nicht machen lassen? Was nicht?“ fragte Frau Liebermeier naiv.

„Na. Das mit der Butter.“

„Taugt je nicht?“

„Im Gegentheil. Ich kriege sie blos zu oft.“

„Der Herr Dokter kriegt sie ganz richtig jeden vierten Tag.“

„Aee, Frau Liebermeier. Einmal den vierten und einmal den dritten Tag.“

„Aee, jeden vierten Tag.“

„Doch nicht.“

„Doch, Herr Dokterchen. Rechnen Sie mal: letzten Donnerstag haben Sie doch Butter gekriegt?“

„Ja.“

„Donnerstag, Freitag, Sonnabend, Sonntag: Das sind doch vier Tage.“

„Freilich.“

„Na, un Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag sin doch noch viere. Stimmt uf'n Haar.“

Ich wollte nicht klein beigeben; Frau Liebermeier stand lange. Sie zählte an den Knöcheln, sie zählte an den Fingerspitzen, sie stemmte ihren rechten Zeige-

finger, die Handfläche nach oben gekehrt, tief in die Wange, wie sie es als neckisches Landmädchen gewohnt gewesen war, sie rechnete und rechnete, und wenn sie die Sache auch nicht einjah, so sollt ich doch meinen Willen bekommen. Sie war nicht ohne Seelengröße.

Ich athmete auf; eine leichte Verstimmung blieb zwar zurück, doch die große Kraftprobe schien mir gelungen.

Zwei Wochen genüßten, mich zu belehren, wie sehr ich mich hierin getäuscht hatte. Zwar, der Butternapf blieb jetzt immer vier Tage auf meinem Tische stehen, bis er erneuert wurde, — doch „Himmel-Volle“ kam nach wie vor Montag und Donnerstag.

Enttäuschung und Mißtrauen fraßen sich in meine Leber und färbten das Weiße meines Auges gelb. Wenn auch wiederum mein guter Genius mir zuraunen wollte: „Thus nicht! . . . Du bringst Dich vollends in des Teufels Küche!“ — ich konnte es nicht lassen. Als am zweiten Donnerstag statt der eben abgelieferten, lederen, zuckerfüßen Delikatesse der alte Rest dastand, sah ich nicht ein, weshalb ich für mein gutes Geld darben sollte, ging an den Eisschrank, hob das frische Stück heraus und trug es triumphirend auf meinen Tisch.

Ich sehe es heute deutlicher als je: ich durfte Das nicht thun, ich durfte es ums Leben nicht. Keine richtige Frau wird mir verzeihen; es war eine Sünde wider den heiligen frauenzimmerlichen Geist, was ich da beging; die Sünde, die nicht vergeben werden kann. Ein ungeschulter Mann wird es ja nie begreifen, was ich eigentlich angestellt hatte. Aber für diese Novizen schreibe ich nicht. Ich schreibe für Geprüfte und Eingeweihte; und die werden mir bestimmen.

Es folgten Tage dumpfer Spannung. Alle Herzlichkeit war geschwunden und das alte schöne Verhältniß würde wohl bald gänzlich in die Brüche gegangen sein, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das der Sache mit einem Schlag eine andere Wendung gab: Wir sollten uns plötzlich trennen.

Den ganzen Jammer, den das „Fort von der Hauptstadt!“ in sich schließt, mag man in den Tristien des Ovid nachlesen; mir gewann er das Herz meiner Epischen in einem Maße zurück, das ich nie für möglich gehalten hatte, in einem Maß, durch das es verschuldet war, daß ich auch eine lyrische Wirthschafterin aufzuzählen habe. . . .

Ich hatte sie schon ein paar Jahre lang beobachtet: sie verwaltete in tabelloser Weise einen verbummelten Feldmesser, der zur Literatur übergegangen war und für ein Käseblättchen dritten Ranges im hintersten Zimmer der Redaktion „die Weltlage“ machte. Er war an sich ein bedeutender Mensch. Niemals wieder habe ich Jemanden in solcher zufriedener Würde, mit durchgedrücktem Kreuz, jenen Zierrath vor sich hertragen gesehen, für dessen Wachsthum wir deutschen Männer so große Ausgaben machen. Oft durfte ich ihn belauschen, da im Erdgeschoß unseres Hauses eine Weibhierschänke war, die von mir an heißen, von ihm an allen Tagen besucht wurde. Wenn er einen Bittern „abbiß“, schritt er jedesmal persönlich zum Schänktsch. „Dat is ja uf keene Kuhhaut zu schreiben“, pflegte er auszurufen, „wat die verfluchten Kellner unterwegs vafiesen!“ Anna jedoch sammelte ihn um drei oder vier Uhr morgens von der Treppe auf, wenn die Bürde des Daseins ihn niedergedrückt hatte, und sorgte für sein sterbliches Theil mit einer solchen Milde der Auffassung, einem so liebenswürdigen, humor-

vollen Verständniß für männliche Schwachheit, daß ich eine grenzenlose Hochachtung für sie faßte. Als daher in einer Nacht der Ordner des Weltalls ihren Anstrengungen, ihn hoch zu lupsen, einen fanatischen Widerstand entgegensetzte, weil ihn nämlich in Folge einer zu heftigen Sitzung der Schlag getroffen hatte, stand es sofort bei mir fest, mein kümmerliches Dasein in der Provinz dadurch zu verzüßen, daß Anna mich bestrickte, besückte und besochte.

Dieses ahnen und sofort einen Feldzugsplan entwerfen, war bei Frau Liebermeier das Werk weniger Sekunden. Denn nur zu sehr war jene weibliche Tugend in ihr ausgebildet, die den höchsten Werth auf Dinge legt, die eine Andere kriegen soll. Sie selbst wollte mit mir ziehen und erwog schnell den Plan einer Scheidung von ihrem gehorsamen Gatten; das Stönde: „Justos, so jeh doch!“ erstarrte auf ihren Lippen, tödtlicher Streit schallte täglich aus der Küche zu mir herüber und es dauerte nicht lange, so hatte sie ihren wackeren Schuster, einen gutartigen, nur etwas jähzornigen Mann, durch erheuchelte Eifersucht auf die Vina vom dritten Stock so fuchsteufelswild gemacht, daß der Arme nicht aus noch ein wußte. Eines Vormittags, als beide Parteien ihm die Hölle mit vereinten Kräften heiß machten, lud er mit rothem Kopf unter fürchterlichen Schwüren eine alte kuchenreuter Sattelpistole, die er irgendwo einmal auf einer Auktion für zehn Reichspfennige erstanden hatte, mit Pulver und Blei und verließ seine Weiber mit der Drohung, daß sie ihn lebend nicht wiedersehen sollten.

Frau Liebermeier versuchte, zu lichern, aber als der Schuster den ganzen Tag sich nicht blicken ließ, merkte ich wohl, daß ihr die Sache höchst unheimlich wurde, und richtig: abends brachten sie ihn an. Ein Strumpfwirker und ein Wohndiener aus dem Rauchsclub „Urania“, dessen Bierde auch Herr Liebermeier war, trugen ihn; bis zur Thür hatte ein Schuttmann ihn begleitet. Aus seiner Rocktasche guckte die dicke Pistole, die er nach vollbrachter That sorgsam dort geborgen haben mochte. Mir fiel das alte Studentenlied von der Prager Schlacht ein:  
„Zur Noth, zur Noth, zur schweren Kriegesnoth!

Schwerin, der lag besoffen tot.“

Was half Alles? Der eheliche Friede mußte wiederhergestellt werden. Nach Aufgebot meiner ganzen Diplomatie gelang es mir, die Hände beider Gatten in einander zu legen. Doch den Preis dieses Segenswerkes — blutenden Herzens schreibe ich es nieder — bildete mein Verzicht auf Anna.

So verlassen und verwaist wart ich ins Philisterland hinausgestoßen und sollte in einer seiner schlimmsten Garnisonen kasemattirt werden. Angesichts der tödtlichen Gefahr, die ich wohl durchschaute, rief ich all meine Kräfte der Selbstentäußerung zusammen und gab nach kurzem Ueberblick über die Sachlage einem Vertrauensmann den Auftrag, mir an Ort und Stelle eine zwar gut beleumdete, doch „mdglichst häßliche“ Haushälterin zu besorgen. Ich dachte, die bösen Mäuler ohne Weiteres zu stopfen; ich hatte Hamlets tief sinniges Wort vergessen:

„ . . . Laßt uns erkennen,  
Daß Unbesonnenheit uns manchmal dient,  
Wenn tiefe Pläne scheitern.“

Frau Wurnstich, meine erste Dramatische, war eine Wittib, von der ich ohne Weiteres annahm, daß sie über das Mannesalter hinaus sei. Ihre Stirn schmückte ein leuchtendes Brandmal, das auch meine ärztliche Kunst nicht zu be-



seitigen, sondern nur durch eine schwarze Kompresse zu verdecken mußte. Sie selbst begriff nicht, woher sie es hätte; sie war immer so gesund gewesen; kurz, sie gehörte zu jenen Ausgezeichneten, die zwar nicht sauber, dafür aber um so jungenfertiger sind. Ihre Grundzüge — Das hatte ich bald weg — waren erstklassig. „Deine Butter sei meine Butter“ und „Dein Papierkorb sei mein Papierkorb“ standen obenan. Sie las sorgfältig alle meine Postkarten, bevor sie sie mir ab-lieferte, die Briefe nachher, und gab auf jede Weise zu verstehen, daß weibliches Vertrauen mir nicht fehlen würde, wenn ich eine Aussprache nur suchen wollte. Sehr schelmisch war sie in ihren kleinen Einfällen. Mit besonderer Vorliebe benutzte sie die weiße Tafel, die ich bei Abwesenheit von der Wohnung über mein Doktorshild hing, für ihre eigenen Angelegenheiten, so daß meine staunenden Kranken eines Nachmittags lasen: „Ich bin in der Waschküche. Dr. Robert Hesse, prakt. Arzt“. Das Uebelste von Allem aber war ihre Tochter.

Ich hatte diese Wöhre zuerst gar nicht beachtet, als sie plötzlich bei der guten Speisekammer, die ich hielt, üppig zu wachsen anfing und eine Patientin mit der wohlwollendsten Zartheit, die in kleinen Städten geübt, mich durch die Bemerkung zu erfreuen suchte: „Ah, der Herr Doktor hat sich mal ganz was Junges ins Haus genommen?“ Ich erschrak, versuchte, zu ländigen, und bewies die jämmerliche Feigheit, mich durch die Thränen der Frau Wurmstich und durch ihre Vamentationen von ruinirtem Dasein zur Verlängerung des Kontraktes über den Winter hinaus bewegen zu lassen.

Selten in meinem Leben habe ich eine Schwäche so schwer zu bereuen gehabt. Das nächst der Küche gelegene Hinterzimmer, worin ich das Pärchen untergebracht hatte, nahm nach kurzer Frist in Bezug auf Reinlichkeit die Verfassung eines Fuchsbauers an, so daß selbst der Thee, der mir von dorthier gebracht wurde, nicht munden wollte. Aber während Frau Wurmstich sich mehr und mehr in allerlei fremden Künsten ausbildete, zum Beispiel: alte Kochstrünke mit dem Messer zu spalten, die dadurch gewonnenen Balken in eine entfernte Ähnlichkeit mit teltower Rüben hineinzuschneiden, dieses Falisifat mit einer braunen Pfeffer-luchen-Auflösung zu betheuen — wodurch sie mein Auge zu täuschen hoffte, doch meine Kimmbaden unmöglich täuschen konnte —, um schließlich eine stetig wachsende Rechnung für „Konserven-Gemüse“ auflaufen zu lassen, begann Miranda, das Nesthähnchen, mich gar zum Ziel ihrer Wünsche zu erheben. So wahr Gott mir helfe: ich war nicht schuld daran, sondern der Schneider, der mir einen grauen Dohenzollermantel mit einem kurz geschorenen Värenpelzkragen besetzte. Seit diesem Tage hielten mich viele Phantasten für reich; der Kleinen verging der Athem, wenn sie zu mir ins Zimmer kam, sie traktirte mich mit fragenden, vorwurfsvollen Blicken; und was am Unerträglichsten wurde: sie nannte mich nicht, wie andere gebildete Menschen, „Doktor“, sondern mit einer feierlichen Kadenz: „Herr Dok-Thor“.

Wenn man schon thöricht ist, braucht man sich doch nicht in dieser Weise von den jüngsten Semestern vorhalten zu lassen. Eines Vormittags ward es mir zu viel: ich setzte die Bagage an die Luft; und selbst die großen Unkosten, die mir eine Liquidation der Frau Wurmstich für Kostgeld und Miete wegen zu früher Kündigung verursachte, reute mich nicht. Miranda, in einem Laden nach den Ursachen des Bruches gefragt, hatte, wie ich bald erfuhr, ihre Meinung

dahin geäußert: es sei so nicht weiter gegangen; die ganze Stadt sei ja voll davon gewesen, der Herr Hof-Thor wolle „die Mama heirathen.“

Drei Tage wehmüthiger Wonnen und holder Erinnerung an einst geöffnete Freiheit, richtige Junggesellentage, durfte ich genießen. Ich aß im Hotel und hatte Niemanden über mir. Doch die Proxiz erforderte, daß Jemand auf die Klingel Acht gebe, und geduldig beugte ich von Neuem den Nacken ins Joch.

Ich hatte meine Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände der braven Gefindevermieterin Frau Kuddel gelegt, wartete auf ihren Bescheid wie auf die Ziehung einer Lotterie und ersuhr zuletzt, daß ich einen Haupttreffer gemacht habe. So entstand Rinna, meine zweite Dramatische.

Sie war schlank von Statur und hatte etwas außerordentlich Stolz und Distinktives an sich, dessen Ursache sich freilich begreifen ließ. Von der Befahrung der Stadt nämlich, die aus einem Major, seinem Adjutanten und ein paar uniformirten Schreibern bestand, war ihr das seltene Loos zu Theil geworden, einen Unteroffizier ihr Eigen zu nennen. Schon hatte ich sie, ohne die verhängnißvollen Beziehungen zu ahnen, die mich mit ihr verknüpfen sollten, auf erhöhtem Bürgersteig einherwalken gesehen, während jenseits der Gasse ihr Anbeter, gleich einem rechten gentleman in waiting, ehrfürchtig in Haltung und Geberden, sie begleitete und durch kräftigen Druck auf den Knopf eines Taschenmessers diesem die Form zu geben suchte, die einem Schleppsäbel am Nächsten kam. Kaum hatte Rinna ihr Quartier bei mir bezogen und die Pflichten der Häuslichkeit übernommen, da bemerkte ich, wie draußen in der Dämmerung der struppige Krieger auf- und abpatrouillirte. Hier galt es Gewißheit. Ich blies meine Lampe aus, so daß man mich von außen nicht mehr beobachten konnte und womöglich für eingeschlafen hielt. Im selben Augenblick mußte wohl Hero jenseits des langen Thorweges am Küchenfenster des Hofes die Fackel herausgesteckt haben: denn plötzlich schürzte der Soldat seinen langen Mantel und schritt auf Zehen, um so wenig Geräusch wie möglich zu machen, durch den Thorweg dem Hofen der Liebe zu.

Ein Anderer würde vielleicht über diese Dreistigkeit außer sich gerathen sein; ich empfand nur eine unsägliche Erleichterung. „Gott sei Lob! Sie hat ihr Theil!“ frohlockte es in mir. Geduldig wartete ich, bis die Schritte des Kriegsmannes, diesmal polternd und ungenirt, im Thorweg wieder zu hören waren; dann zog ich die Klingel. Rinna schwebte herein, unbefangen, arglos.

„Rinna“, sagte ich mit einer munteren Handbewegung, „ich für meine Person habe nichts dagegen.“

Sie schob unter langen Wimpern hervor einen schnellen Blick nach mir, senkte ein Wenig ihr Haupt und strich an ihrer Schürze.

„Nur vergessen Sie nicht“, fuhr ich fort, „daß über uns noch eine Partei wohnt. Es darf nichts Auffälliges geschehen, es darf keinen Skandal geben. Also seien Sie vorsichtig und halten Sie sich in Ihren Grenzen.“

Erdöthend machte die Schöne Kehrt und strebte zur Thür hinaus. Die Sache muß ihr sehr fremdartig vorgekommen sein; ihr Antlitz verrieth fortan ein wunderliches Gemisch von Seelenregungen: Mitle, Reugier, zuletzt eine Spur von Spott. Das Alles war mir gleich. Sie kostete vorzüglich: niemals waren meine Braten schmackhafter gewesen, niemals größer; nur schmolzen sie leider

dahin wie der Schnee im März; der Kanonensohn fraß erbarmungslos meine kalte Küche nieder. Wenn Minna ein Kaffeler Rippespeer oder eine saftige Kalbskeule im Betrage von fünf bis sechs Pfund von meiner Junggesellenstafel forttrug, hätte ich immer im Trennungsschmerz die Krone ausstrecken und das schöne Lied anstimmen mögen: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen?“ Und dieses Wiedersehen, wenn es überhaupt jemals stattfand, war kurz und peinlich.

Da, während Minnas Blick mich immer erstaunter musterte, lieferte ich zum ersten Mal in meinem Leben mit voller Absicht den Beweis, daß auch mein Dulberberg einen Tropfen Drachenblut bewahre, und schlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Durch plötzlichen Uebergang zu rein vegetarischer Kost suchte ich Das, was man im Mittelalter den „Teufel“ nannte, in mir niederzuhalten. Und meine Unabhängigkeit von jeder Versuchung sicher stellend, schnitt ich dem unerfährlichen Soldaten zugleich seine Zufuhr ab.

Minna, mit seltsam zuckenden Mundwinkeln, studierte Sahmanns Kochbuch und bedeckte meinen Tisch mit allerhand Gemüse; aber ihr Herz erkältete sich wider mich; sie gab Symptome unzweideutiger Nichtachtung und bald wagte sie das Neugierste . . . Eines Abends, sehr müde von einer Fahrt über Land und dem Herumlaufen in fernem Quartieren, hatte ich mich niedergelegt und war eben eingeschlafen, als heftig an der Nachtklingel gerissen wurde. Jeder Sterbliche möge seinem Schicksal danken, wenn er mit diesem Marterinstrument niemals Bekanntschaft gemacht hat. Man fährt aus dem ersten Schlummer auf, liegt mit Herzklappen ärgerlich da, berechnet die weiteste Entfernung, zu der man auf nächstlichen Wegen, natürlich ohne Entgelt, verschleppt werden kann, und wartet auf die Entwicklung des Kommenden. Es dauerte nicht lange, so vernahm ich Minnas Schritt, hörte sie die Korridorthür öffnen, hörte sie im Thorweg und dann mit einem schweren Schlüssel das Thor aufschließen. Ein paar Worte fielen; Doppeltritte kehrten zurück und verhallten im Wartezimmer, die Thür klappte ins Schloß; darauf tiefe Stille.

„Warum meldet sie denn nicht, wer da ist?“ begann ich mich zu fragen, stand in hellem Bedruß auf, zog mich flüchtig an, nahm ein Licht, eilte zum Wartezimmer, — und fand es leer. Der zärtliche Krieger hatte meine Nachtruhe freudig geopfert, um seinem Schützchen noch Etwas zuzulüften zu können! Ich legte mich wieder hin, und statt durch eine Aussprache in flagranti meinen Kummer noch zu vermehren, suchte ich lieber von Neuem einzuschlafen.

Am nächsten Morgen, vor dem Frühstück, stellte ich mich in Position ans Fenster, um Minnas Ummarsch zu beobachten. Sie hatte das Eigenthümliche, daß ihre Haltung niemals edler und selbstbewusster war als dann, wenn sie eigentlich ein schlechtes Gewissen haben mußte. So schwebte sie auch diesmal mit dem Theebrett näher, das blonde Haupt bei jedem Schritt ein Wenig in den Nacken wippend, die Schleppe des Kleides hinter sich herziehend wie ein Pflaume, grazios und heichtvoll. Ich schüttelte den Kopf und sagte kurz und gut: „Minna, heute Nacht ging ja die Glocke?“

Sie drehte sich um, strich anmuthig mit der Linken eine Strähne ihres welligen Haares hinter Ohr zurück und sagte, wohl vorbereitet:

„Ja, ich wunderte mich auch . . . Ich ging nachsehen . . . und da war Niemand.“

Fest sah sie mir ins Auge. Ich hatte den Thatbestand nicht aufgenom-

men, dessen letzte Spuren, hinaus zur Gartentür und über den Zaun, jedenfalls längst verwischt waren, war also juristisch wehrlos. Mein Blut kochte auf. Ich habe sie nicht geohrfeigt, wahrhaftig nicht. Aber nach einem Meineid zu schließen, den die Gegenpartei mit größter Selbstachtung schwur und der mir schwere Kosten verursachte, muß ich wohl auf irgend eine andere Art ihre Gegenwart abgelehnt haben. Minnas Gestirn ging sprühend an meinem Junggesellenhimmel unter; meine dritte Dramatische zog heraus.

Mit großen Hoffnungen, ich kann es nicht leugnen, führte ich sie bei mir ein. Denn nicht nur hinkte sie ein Bißchen, sondern sie hatte auch einen kleinen Verdruß an der Schulter und ich rechnete darauf, daß innerhalb meiner schwindenden Praxis wenigstens die budlige Auguste mir Niemand zutrauen würde. Meine Leserinnen werden mich wegen dieser Wendung vielleicht für eingebildet halten; aber ich möchte mich mit einem umgedrehten Sprichwort vertheidigen, das die Frauen so gern gegen uns citiren und dem ich auf Grund authentischer, durch Dokumente gestützter Erfahrung die endgiltige Fassung wünschte: „Nicht alle Wirtschaftserinnen haben einen Magen, aber alle Wirtschaftserinnen haben ein Herz.“

Wehe, wenn sie es entdecken! ... Auguste trug jene souveraine Gerechtigkeit, jene Liebe zum Kleinen in sich, die auch das einzelne Sandkorn des Kochens nicht für unwerth hält. Sie machte alle meine Zähne knirschen, sobald ich aß, war aber selbst viel zu ätherisch veranlagt, um das Materielle nicht zu verachten. Bei ihr genoß ich die dünnsten Spargel, deren ich mich entsinne. Ich hatte gesottene Regenwürmer zwar noch nie gesehen; aber lange konnte ich den Verdacht nicht loswerden, daß meine Circe die magische Kunst besäße, diese munteren Thierchen irgendwie abzurichten, daß sie sich als Gemüse verwenden ließen. Doch während ich so mager gefüttert wurde, liefen meine Monatsrechnungen immer mehr an und meine Zauberin begann, sich mit schreienden Farben zu schmücken, bis sie eines Tages in einem erbsengrünen Seidenkleid, mit einem knallrothen Schirm und einem violetten Hut vor mir erschien und unter seinem Rand hervor aus funkelnden Augen eine Ladung auf mich abgab, die mir das Innerste umkehrte.

Die Hundstage standen dicht bevor, ich fürchtete das Schlimmste, und da ich dem armen Mädchen nicht gleich seine Stellung nehmen wollte, so nahm ich wenigstens Urlaub. Kurz vor der Abfahrt beschenkte sie mich mit einem Kofferüberzug, auf den ihre kundige Hand meine Initialen gestickt hatte, darüber eine siebenzackige Grafenkrone. Zusammengesunken in der Ecke meiner Droschke, in tiefster Beschämung, fuhr ich zum Bahnhof. Wirklich kluge Menschen hatten mich ja stets für dumm gehalten; aber daß nun auch die dummen immer dreister damit anfangen? ... Es mußte weit mit mir gekommen sein. Statt nach Wien, wo ich den liebenswürdigsten Weichspfen dieser Erde meine Huldigung darzubringen hoffte, fuhr ich nach Dresden in den „Weißen Hirsch“ des Dr. Laßmann und aß Gemüse zu Fuß und Besserung.

Schon in Dresden erhielt ich mit einer Wäsche-Sendung ein Briefchen von Auguste, worin sie ihre kleinen Gelebnisse, Ausgänge und Sorgen in kostig scherzhaftem Stil auf acht Seiten zum Besten gab; Madame de Sévigné mit 'nem Schuß Mark Twain. Ich seufzte kopfschüttelnd. Zehn Tage darauf erreichte mich in Berlin ein Sendbriefchen, worin auf zwölf Seiten eine Ungutriebene, die an Seitenstechen litt, ihre üble Laune ausließ. Was ich in Elyt erhielt,

war bereits Tragödie. Aus der kleinen Villa, die wir bewohnten, war die obere Partei kurz vorher verzogen; Auguste hatte sich in dem einsamen Hause wahrscheinlich zu sehr gelangweilt und war dem Unstern aller Hundstage endgiltig verfallen. „Die Petroleumlampe zweimal explodirt“, so las ich; „das ganze Haus in Feuergefahr . . . Vichtscheues Raubgesindel rüttelt an allen Thüren . . . Nur wenn ich meine nächtlichen Wanderungen wieder aufnehme . . . Bei fünf Ärzten umsonst gewesen . . .“ O Himmel, dachte ich, die lieben Kollegen! . . . Die werden schön lachen! . . . Um von meiner Praxis zu retten, was noch zu retten war, quittirte ich meine Babelarten und fuhr spornstreichs nach Hause.

Ich fand Auguste well, mit wirrem Haar und rollenden Augen; übrigens Alles in Ordnung. Ich machte gutmüthig noch einen Versuch mit ihr. Aber nun gewöhnnte sie sich an, die hübscheren unter meinen Patientinnen mit einer ganz unmotivirten Eifersucht zu belästigen, ihnen entweder nach barschem Bescheid die Thür vor der Nase zuzuschlagen oder, wenn ich zufällig selbst geöffnet hatte und die Konsultation zu Ende war, ihnen durch den Thorweg nachzustürzen und auf der Straße mit eingestemmtten Armen, wie ein Henkeltöpschen, wüthend hindreinzuschauen, um die Identität festzustellen. Ein Zusammenarbeiten unter solchen Umständen war ausgeschlossen. Sie hat mir dann später auf ihrem (angeblichen) Sterbebett in einem eingeschriebenen Brief mitgetheilt, daß sie mir „verziehen“ habe . . .

Jetzt bemächtigte sich meiner in Bezug auf Wirtschaftserinnen der Stumpfsinn der Verzweiflung. Längst ging der Ruf in der Stadt, daß es „keine bei mir aushielte“; Frau Kudbel mußte mir trotzdem ein Ding von siebenzehn Denzen zu besorgen; eine alte Hexe würde mich auch nicht weiter gewundert haben. Zwar eine auffallend niedrige Stirn und ein merkwürdiges Einkneifen des linken Mundwinkels warnten mich gleich, die junge Dame nicht erst zu probiren — ich weiß nicht mehr: hieß sie Wanda oder Lisa? —; ich that es dennoch, unter den Segenswünschen einer gesprächigen Mama, die, den neuen Bund zu weihen, aus der Nachbarstadt herübergekommen war.

Er dauerte vier Tage. Und Das war eigentlich schon zu viel. Wanda

ts. „Ja“ ließ  
mit dem Ein-  
ines Tages im  
offeln, ein paar  
ethan und auf  
Wanda, die zu  
noch leider noth-  
pfe am Feuer:  
leisch, in einem  
chl, die ich mir  
tigt, ein Paar  
mischuhen trug  
trauszunehmen.  
sich die Küche  
ungeschwörzten,  
n, so lange sie

„Plagen“ ein unbeschriebenes Blatt; sie wußte von gar ni-  
mich die Küche nicht verdrießen, sie zu unterrichten, und begann  
sachsten, Dem, was die Franzosen pot-au-feu nennen und ich e-  
Manöver vom Adjutanten gelernt hatte: Weißkohl, Fleisch, Kartoffel-  
Vorberblätter und Pfeffer, mit Wasser zusammen in einen Topf g-  
Feuer gestellt. Das mußte glücken. Ich besprach den Fall mit  
Allen nickte. Nach zwei Stunden, mit dem Gefühl einer tiefen,  
wendigen Erniedrigung, ging ich in die Küche und fand drei Tö-  
in einem das Wasser mit den Kartoffeln, in einem zweiten das F-  
dritten das Gemüse mit einer sogenannten „Einbrenne“ aus Me-  
ausdrücklich verboten hatte. Das gute Kind war gerade beschäl-  
von meinen Stiefelletten zu schwärzen, die ich immer in den Gum-  
und die ich ihr eingeschürft hatte, nicht erst aus diesen Hüllen h-  
Ich machte sie in mildester Form nochmals aufmerksam, daß sie  
sparen könne, da ich die Gummischuhe niemals auszüge und die  
die Niemand zu sehen bekäme, ruhig darin stecken bleiben könnte

vorhielten. Sie aber sah mich an und athmete schwer, ihr Blick gewann etwas Lächliches; dann wickte sie den selben Stiefel, den sie in Händen hatte, weiter.

Da verspürte ich Etwas, das ich nur einen körperlichen Schmerz nennen kann; ich schrie auf und riß ihr die Bürste fort. Aus dem Gutachten, das ein lieber Kollege noch selbigen Tages jauchzend anfertigte, mußte ich entnehmen, daß Wanda bei dieser Gelegenheit einen blauen Fleck bekommen hatte. Mir rettete er das Leben, denn einen Tag länger, so würde der Ofen geplatzt und ich an Kohlendunst erstickt sein. Die unschuldige Kleine hatte in dem Wahn gelebt, daß beim Heizen das Herausnehmen der Asche vollkommen überflüssig sei. Der Köpfer brachte mit vieler Mühe den Schaden in Ordnung.

Nun gab ich das Ringen auf und zog mit meinen Ersparnissen nach Berlin zurück, um mich von meinen vier Haushälterinnen ein Jahr lang zu erholen. Das Schicksal hatte ein Einsehen und belohnte mich mit einem Engel in reiferen Jahren. — Frau Scholler, die gewiß nur deshalb so gut einschlug, weil sie nicht als Wirthschafterin, sondern als „Gesellschafterin“ sich angeboten hatte. Das hohe Alter, das sie ursprünglich forderte, besaß ich zwar nicht, doch mein inzwischen ergrautes Haupt stökte ihr Vertrauen ein. Sie war die Sauberkeit, die Pünktlichkeit, die Ehrlichkeit, die Gefälligkeit und — ich muß es erwähnen, um sie allen etwa möglichen Nachfolgern zu empfehlen — die Verschwiegenheit selbst. Auch that sie viel für meine Erziehung. Ich durfte Alles, nur die Stimme heben durfte ich nicht; dann funkelten ihre Blicke, die Thüren knallten, ihre Sprache ward eisig, eine Atmosphäre von Ungemäßlichkeit breitete sich über unsere Wohnung; ich ließ es bald bleiben. Wenn ich aber sanft und artig war, belohnte sie mich durch spielerische Anmuth; dann bekam ich auf die Frage: „Was giebt's denn heute zu Mittag?“ nach manchem Nöcheln und Hin- und Herwenden die neckische Antwort: „Na, ratzen Sie mal!“

Wer weiß, wenn ich Frau Scholler zuerst gehabt hätte und nach ihr die anderen, ob nicht Manches günstiger für mich abgelaufen wäre; denn der Philosoph in mir mußte in dieser Schule Fortschritte machen. Selbst wenn ich vom Tennis-Spiel spät abends nach Hause kam und sie meinen Schritt erlaunt und mir die Lampe angezündet hatte, damit ich es traulich fände, so daß ich nun in das qualmige, vom Lampenblak erfüllte Zimmer eintrat, dann schellte ich nur, wie schon zum zwölften, zum vierzehnten, ach! zum vierundzwanzigsten Mal und sagte leise: „Sehen Sie mal, Frau Scholler, die Lampe!“

„Ja!“ pflegte sie dann hinzustürzend zu rufen: „Rein, aber ich begreife nicht!“

Dann hatte ich es wohl oft auf der Junge, heftig zu entgegnen: „Frau Scholler! Daß Sie es machen, ist vielleicht nicht so schlimm. Aber daß Sie es ‚nicht begreifen‘, ist fürchterlich.“

Aber ich schwieg und blieb glücklich.

Wahrhaftig: Wenn mir der Himmel durch eine Konstellation von Umständen, die ich nach dem Vorhergegangenen gar nicht mehr zu erwähnen oder auch nur anzudeuten wage, dieses Juwel nicht vorzeitig entrißen hätte und die Verhältnisse in Deutschland so lägen, daß nicht ich, sondern sie mir ein Zeugniß auszusprechen gehabt hätte, ich glaube fast, sie würde in mein Dienstbuch die Genur eingetragen haben: Reif für die Ehe! . . .



## Mähona.

Am Anfang des Jahres 1346 wurden in Genua — so erzählen die einheimischen Geschichtschreiber — neunundzwanzig Galeeren armirt. Die Flotte stand unter dem Kommando des Simone Bignoso und am zweiundzwanzigsten Januar wurde ihr auf der Piazza San Lorenzo ihr Banner feierlich durch den Dogen ausgehändigt. Jede Galeere war mit wenigstens zweihundert Mann besetzt; darunter waren zwanzig bis dreißig in die selbe Uniform gekleidete Bogenschützen. Ursprünglich war ein Handstreich auf Monaco, Roccabruna und die Flotte geplant, die die Grimaldi, seit fünfzehn Jahren Herren der beiden Ortschaften, zusammengebracht hatten. Da aber die Galeeren der Grimaldi entwichen, so sah man sich nach einer anderen Unternehmung um.

Am dritten Mai ging die genuesische Flotte, die natürlich unterwegs jede Gelegenheit zu Räubereien bereitwilligst ergriff, auf der Höhe von Terracina vor Anker, das gerade von Nicoló Caetani belagert wurde. Nicolós Vater Roffredo hatte im Jahre 1300 die Grafschaft Fondi erworben und dem Sohn mußte daran liegen, das Gebiet von Terracina zu erobern, das die Verbindung zwischen Fondi und dem Besitz seines Hauses in den Pontinischen Sümpfen herstellte. Die hart bedrängten Bürger von Terracina hielten das Banner der Republik Genua und boten dem Admiral ihre Stadt zur Besitzergreifung an. Als echter Korsar ließ Simone seine Truppen sofort ausschiffen, entsetzte Terracina, das sich zum Dank unter die Oberhoheit der Signoria von Genua stellte, zerstörte Schlösser und Burgen der Caetani im Gebiet von Fondi und kaperte endlich zwei ihrer Galeeren, die ein Genuese aus vornehmster Familie kommandirte, der von dem Admiral, da er sich in fremde Dienste begeben hatte, kurzweg für einen Seeräuber erklärt und als Solcher behandelt wurde. Da Genua mit der Königin Johanna von Neapel verfeindet war, weil sie Ventimiglia in Besitz genommen hatte, so lief die Flotte auf der Weiterfahrt zwar den Hafen von Neapel an, der Admiral verbot aber, daß irgend Jemand von der Besatzung an Land gehe. Da nun glaubwürdig berichtet wird, daß er den Gefangenen im Hafen von Neapel hängen ließ — was ihm, der nicht zur Aristokratie gehörte, wahrscheinlich ein besonderes Vergnügen gewährte —, so hat er wohl eben so gehandelt wie Nelson mit dem Admiral Caraccioli und seinen Landsmann an der Raa einer seiner Galeeren aufknüpfen lassen. Daß er damit der Königin von Neapel eine blutige Schmach anthat, war für ihn sicher kein Grund, davon abzusehen.

Endlich umschiffte die Flotte das Vorgebirge Matapan und traf im Hafen von Negroponte (dem alten Chalkis) auf Euböa mit einer Flotte von sechsundzwanzig Galeeren zusammen, die zum größeren Theil den Venetianern,

zum kleineren dem Rhodiserorden gehörten. Vergeblich versuchte der Admiral dieser Flotte, die Genuesen zu überreden, sich mit ihm zur Eroberung von Chios und von Foglie nuove und Foglie vecchie — beide Ortschaften Chios gegenüber auf dem Festlande an der Stelle des alten Rhodaa gelegen — zu vereinigen: alle seine Bestechungsversuche scheiterten, — offenbar, weil die Genuesen, die in Italien als edelmüthige Befreier aufgetreten waren, die reiche Beute allein behalten wollten.

Venetianer und Rhodiser sahen es ruhig mit an, wie die genuesischen Galeeren ihren weiteren Kurs in westlicher Richtung nahmen. Am vierzehnten Juni gingen sie im Hafen von Chios, der Hauptstadt der gleichnamigen Insel, vor Anker, machten die Chioten mit den schändlichen Plänen der Venetianer bekannt und boten ihnen großmüthig ihren Schutz an, wenn sie sich unter die Oberhoheit von Genna begeben wollten. Ja, sie erklärten sich sogar bereit, mit ihnen gemeinschaftlich Gesandte zur Kaiserin Anna nach Konstantinopel zu schicken und ihr anzubieten, sie wolle die Verhältnisse der Insel ganz nach ihrem kaiserlichen Ermessen ordnen.

Die armen Bewohner von Chios hatten im Laufe der Jahrhunderte viel durchgemacht. Zenobios, der Feldherr des Mithridates, hatte ihnen als Römerfreunden erst den ungeheuren Tribut von zweitausend Talenten (9420 000 Mark) auferlegt, dann Männer, Weiber und Kinder im Theater versammelt und endlich auf Schiffe bringen lassen, die sie nach den Küsten des Schwarzen Meeres führten. Unter der Herrschaft der Römer athmeten sie dann etwas auf, da ihnen, wie wir durch eine auf der Insel gefundene Inschrift erfahren, nicht nur gestattet wurde, nach ihren eigenen Gesetzen Recht zu nehmen, sondern auch, die auf der Insel lebenden Römer nach diesen Gesetzen zu behandeln. Die Wahl zwischen Genuesen und Venetianern mußte ihnen schwer fallen, Byzantiner und Türken drohten dagegen nur aus der Entfernung: so beschloßen sie denn, ihre relative Selbständigkeit zu wahren, ließen dem genuesischen Admiral mit echt griechischer Ruhmredigkeit sagen, sie nähmen es mit hundert seiner Galeeren auf, und versagten ihm die Einfahrt.

Simone Bignoso beschloß — es ist, als hörte man einen Engländer sprechen —, den Uebermuth der Griechen zu züchtigen und nicht zu erlauben, daß die Insel „in die Gewalt von Fremden“ falle, was dem Handel und Verkehr zum größten Schaden gereichen müsse und schon deshalb nicht zu ertragen sei, weil der Kaiser Chios und die beiden Foglie längst den Genuesen zugesprochen habe. Das war nun wirklich eine kühne Behauptung, denn eben jetzt lief eine Flotte aus Konstantinopel unter dem Befehl Jaciolatis aus, um das bedrängte Chios zu verproviantiren. Die Flotte kam zu spät. Am dreizehnten September kapitulierte die Stadt und die Einwohner erhielten zum Trost das genuesische Bürgerrecht. Dann eroberte Simone



noch die beiden Fuglie und wurde an einem Handstreich auf Metelin (Lesbos) — der verstümmelte italienische Name von Mitylene — nur durch eine Meuterei seiner kampfesmäde gewordenen Mannschaft verhindert. Im November segelte er nach Genua zurück.

Und nun kommt das Wunderbarste. Johannes Kantakuzenos aus dem Geschlecht der Paläologen, der das Oströmische Reich erst als Vormund, dann als Regent in den Jahren von 1341 bis 1355 beherrschte und über die Ereignisse jener Zeit natürlich sehr genau und zuverlässig unterrichtet war, erzählt in seinem Geschichtswerk, daß er später als Mönch verfaßt hat, das Folgende:

Im Jahre 1348 ging eine Gesandtschaft von Konstantinopel nach Genua, die dem Dogen, dem Senat und dem Volk der Republik die Forderung unterbreitete, das widerrechtlich besetzte Chios zurückzugeben. Die Antwort, die sie erhielt, war verblüffend: die Gesandtschaft sei mit ihrer Forderung der Rückgabe und ihrer Behauptung von der Widerrechtlichkeit der Okkupation vollständig im Recht, nur sei Chios gar nicht von der Republik Genua erobert worden, vielmehr habe der Staat mit der ganzen Sache nichts zu thun. Chios sei einfach von einer privaten Vereinigung einer gewissen Anzahl genuesischer Bürger in Besitz genommen worden und diese Vereinigung habe auch allein die Kosten des Unternehmens getragen. Der Staat könne dieser Privatgesellschaft ihren Besitz nur dann abnehmen, wenn er ihr dagegen auch die großen auf die Sache verwendeten Kosten ersetze. Das sei aber unmöglich, denn die Kassen der Republik seien leer. Mit der Zeit werde der Staat jedoch — so lautete der Schluß dieses tröstlichen Bescheides — in den Besitz der Insel zu kommen suchen, und zwar, wie naiver Weise hinzugefügt wurde, „durch Vorsicht und Sparsamkeit“, und werde sie dann sicherlich dem Kaiser zurückgeben.

Selbstverständlich imponirten der Regierung in Konstantinopel diese Logik und die Versprechungen, die ihren Gesandten gemacht wurden, nur sehr unvollständig und sie behielt sich alle weiteren Schritte vor.

Hatten nun Doge, Senat und Bürgerschaft mit ihren feierlichen Versicherungen, dem Unternehmen auf Chios fern zu stehen, einfach gelogen? Ein Könnchen Wahrheit steckt ja doch gewöhnlich auch in den frechsten Ableugnungen offen weltkundiger politischer Maßregeln; und die Genuesen verstanden sich auf gewisse Künste ganz eben so gut wie Gladstone und Chamberlain. Der wahre Sachverhalt war denn auch wirklich der, daß sich in Genua, wenn ein pekuniär und seinem Ausgange nach zweifelhaftes Unternehmen gewissermaßen in der Luft lag, eine sogenannte Mähona bildete, — im vorliegenden Falle geradezu die „alte Mähona von Chios“ (la vecchia Mähona di Scio) genannt. Das Wort Mähona (provençalisch mahouno) kommt vom

arabischen mahon (Gefäß) her und ist die türkische Bezeichnung für Galeere, giebt hier also den Namen für eine zu einem bestimmten Zweck eben so wie die Mannschaft einer Galeere zusammengetretene Gemeinschaft ab.

Zum Zweck der Wegnahme der Flotte der Grimaldi und der Eroberung von Chios nun hatte sich eine Gesellschaft von sieben Adligen und siebenunddreißig nichtadeligen Bürgern zusammengethan. Ursprünglich sollte jeder Theilnehmer für die in Aussicht genommenen vierundvierzig Galeeren vierhundert Lire bar als Pfand hinterlegen. Da sich aber — wohl, weil das Unternehmen doch etwas gewagt erschien — Fünfzehn zurückzogen, so wurden nur neunundzwanzig Galeeren armirt, von deren Besitzern drei adlig, sechsundzwanzig bürgerlich waren; zu den bürgerlichen Theilnehmern gehörte der Admiral.

Wer sieht nicht sogleich die großen Vortheile einer solchen chartered company ein? Ging die Sache schief, so wußte der Staat nichts von dem völlig privaten Unternehmen; ging sie gut, so kam eine Anzahl von Bürgern mit reicher Beute nach Hause zurück. Nahm die Mahona eine Stadt oder ein Schloß, so hielte sie das genuesische Banner; blieb der Platz uneingenommen, so schadete das Mißlingen dem Ansehen der Republik nicht; und remonstrirte eine fremde Macht gegen die Maßnahmen der Mahona, so erwiderte die Regierung von Genua mit der unschuldigsten Miene von der Welt, die Sache sei nichts als ein Privatunternehmen.

In unserem Falle hatte denn auch wirklich die genuesische Regierung, trotz allen später den byzantinischen Gesandten gemachten Bethuerungen, jedem Inhaber einer Galeere die Auszahlung von siebentaufend Lire innerhalb einer Frist von zwanzig Jahren zugesagt und der Mahona bis zur Tilgung dieser Schuld alle Einkünfte aus Chios verpfändet, sich selbst aber nur die Souveränität über die Insel vorbehalten.

Noch in dem selben Jahre (1348) wurde die zwischen Genua und dem Oströmischen Reich schwebende Frage durch eine von der Republik nach Konstantinopel geschickte Gesandtschaft geregelt. Man kam nach Kantakuzenos dahin überein, daß die Genuesen die Hauptstadt Chios zehn Jahre lang behalten und dafür dem Kaiser einen jährlichen Tribut von zwölftausend Goldstücken zahlen sollten. In der Stadt sollte das kaiserliche Banner gehißt, der Erzbischof jedesmal aus der byzantinischen Geistlichkeit gewählt werden und jeder Priester gehalten sein, bei dem Messopfer für den Kaiser als Landesherren zu beten. Außerdem hatte das Volk an jedem Sonntag den Kaiser hochleben zu lassen.

Diese Bedingungen ließen sich die Gesandten ruhig gefallen; ja, sie erhoben nicht einmal Einspruch dagegen, daß alle Ortschaften der Insel, es mochten Kastelle oder Dörfer sein — Tournesfort nennt die Namen von drei-

undfünzig —, mit Ausnahme natürlich der Hauptſtadt Chios ſelbſt, im Beſitz des Kaiſers bleiben und unter einem kaiſerlichen Vogt ſitzen ſollten. Die Nachgiebigkeit der Geſandten Genuas erklärt ſich einmal daraus, daß eine ſolche Auftheilung der Inſel ſo lange nicht viel zu bedeuten hatte, wie die befeſtigte Hauptſtadt im Beſitz der Maſſona blieb. Außerdem aber wußten die ſchlaunen Genueſen die Beſtimmungen vollſtändig zu umgehen.

Laonikos Chalkofondylas nämlich, ein byzantinischer Geſichtſchreiber, der etwa ein Jahrhundert nach den hier erwähnten Begebenheiten lebte, berichtet, ohne jedoch ſelbſt die Sache zu verſtehen, die Genueſen hätten den dörflichen Grundbeſitz der Inſel aus den reichen Erträgen des chiotiſchen Maſtixexportes allmählich käuflich an ſich gebracht. Dabei betont er, eben ſo wie Johannes Kantakuzenoſ, die genueſiſche Flotte ſei nicht von der Republik ſelbſt ausgerüſtet und abgeſandt worden, ſondern eine Privatunternehmung geweſen. Wenn er dann weiter bemerkt, die ganze Sache ſei von neun genueſer „Häuſern“ ausgegangen, ſo iſt es wenigſtens möglich, daß die Inhaber der Galeeren, ſämmtlich oder zum Theil, die ſehr bedeutenden Summen, die die Expedition erforderte, bei einem kapitalkräftigen Konſortium von neun Geldgebern aufgenommen hatten.

Mit dieſem großartigen Ankauf chiotiſchen Grundbeſitzes ſteht im engſten Zuſammenhang eine Nachricht, die man freilich an einer Stelle findet, wo man ſie am Wenigſten vermuthen ſollte. Die Kunde von der höchſt wunderbaren Art, in der die Genueſen ihre Eroberung ausbeuteten, war nämlich bis nach Siena gedrungen; und ſo erzählt der Senefe Gentile Sermini — wie es ſcheint, ein Zeitgenoſſe des Laonikos Chalkofondylas —, die Genueſen hätten aus jeder der kleinen Ortſchaften der Inſel eine gewiſſe Zahl von Einwohnern nach der Hauptſtadt Chios verſetzt und ihnen, unter Verleihung des Bürgerrechtes, obrigkeitliche Funktionen übertragen. Dadurch wurden die Landleute gefördert, denn, wie Sermini ſagt, „jeder Landmann iſt von Natur ein Feind der Städter, und lacht Dir der Bauer ins Geſicht, ſo thut er es nur, um ſeine Feindschaft beſſer zu verbergen. Willſt Du gut mit ihm auskommen, ſo behandle ihn gerecht, aber gieb ihm keinen Pfennig mehr, als ihm zukommt. Zwinge ihn zu Unterwürfigkeit und Furcht, verzeihe ihm kein Vergehen, halte ihn kurz und laſſe ihn nicht übermüthig werden. Theile ihm niemals Deine Geheimniſſe mit und leide nicht, daß er vertraulich mit Dir wird“. Das ſind eben ſo originelle wie in dem Munde eines Italieners, in deſſen Vaterland ſich die Grundbeſitzer von je her im Kriege mit ihren Pächtern befinden, verſtändliche Ermahnungen.

Zwei dieſer nach der Hauptſtadt verpflanzten Landleute genoſſen das beſondere Vertrauen der Genueſen und wurden von ihnen mit dem Vertrieb und Verkauf des auf der Inſel gewonnenen Maſtixes, des beſten, den es giebt,

betrant. Er ist für die Levante unschätzbar, da er — abgesehen von anderen Verwendungen — zur Herstellung des allgemein getrunkenen, in seiner Art ausgezeichneten Rasi unentbehrlich ist. Die Genuesen ließen also offenbar nur die eigentlichen Landarbeiter in den Dorfschaften, während sie die Grundbesitzer durch Betheiligung an ihren Handelsgeschäften in der Hauptstadt festhielten, nachdem sie ihnen mit verhältnißmäßig geringen Aufwendungen ihre Besitzungen abgekauft hatten. So scheint es die geriebene Mahona fertig gebracht zu haben, Rastixbereitung und Rastixhandel geradezu zu ihrem Monopol zu machen.

Freilich ist die Verpflanzung eines Theiles der Bevölkerung höchst seltsam und erinnert unwillkürlich an Herrscher wie Nebukadnezar, der ja „weg gen Babel führte, was vom Schwerte übergeblieben war“; aber es muß wirklich eine unbestimmte Nachricht von den Maßnahmen der Genuesen bis in das binnenländische und weitab gelegene Siena gelangt sein; denn selbst von der Mahona hat der gute Sermini gehört, freilich nur durch eine höchst dunkle Sage. Er erzählt nämlich, die Insel Chios sei von dem edlen Hause der Maunesi aus Genua beherrscht (*signoreggiata dal nobile casato dei Maunesi di Genova*) worden. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß sich unter den Eigenthümern der der Mahona von Chios gehörigen Galeeren, deren Namen sämmtlich bekannt sind, keiner des völlig unitalienischen Namens Maunesi befindet; in Siena wußte man natürlich nichts von einer Mahona, deren Mitglieder die Genuesen eben so Mahonesi nennen konnten, wie man in italienischen Badeorten, wo kohlensäure (*acidulo*), Wasser getrunken werden, die Bade- oder vielmehr Brunnengäste als *Signori acidulanti* in offiziellen Bekanntmachungen bezeichnet oder angedredet lesen kann. Und wer wird Sermini einen Vorwurf aus seinem kleinen, dann phantastisch weiter ausgesponnenen Irrthum machen wollen, wenn man in dem unzählige Male abgedruckten Briefe Friedrich Wilhelms des Ersten an den Kronprinzen (*Oeuvres Friedrichs des Großen* XXVII 3, 10) den unsinnigen Vorwurf lesen kann, daß der Sohn „hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht als mit welchen“, während der König natürlich gemeint hat: Wälschen, — ja, Ranke sogar Friedrich zu dem englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell (*A. Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* I 134) sagen läßt „such a proposition (nämlich Hannover zu plündern) would have been proper for Mazarin, wo in Ranke's Vorlage angeblich „Mandarin“ steht und Friedrich einfach Mandrin, den bekannten, für sein Gewerbe typisch gewordenen Straßendiebes, gemeint hat.

Aber die Mahona hatte es nicht nur auf den — wenn auch noch so werthvollen — Rastix abgesehen. Als nämlich Simone Vignoso in Chios einzog, hatte er bei Strafe des Ausspeitichens verboten, die Gärten und Wein-

berge der Chioten zu beschädigen (dannificare). Da fanden Landleute den jungen Sohn des Admirals mit einer solchen „Beschädigung“ beschäftigt, führten ihn, ohne zu wissen, wer er war, vor seinen Vater, und Dieser ließ ihn, trotz allen Bitten nicht nur der Genuesen, sondern auch der Landleute selbst, mit um den Hals gehängten Weintrauben öffentlich auspeitschen.

Simone, der von den Geschichtschreibern seiner Vaterstadt als ein zweiter Brutus gepriesen wird, mag noch so unparteiisch und gerechtigkeitliebend gewesen sein: man fragt sich doch, wenn man sich des außerordentlich geringen Werthes erinnert, den ein paar Weintrauben im Süden haben, erstaunt, was den Admiral zu seinem strengen Verbot und der schweren auf eine Uebertretung gesetzten Strafe bewegen konnte. Der Grund dürfte einfach der sein, daß sich auf der Insel die alte Kultur der köstlichen chiotischen Traube in der Form erhalten hatte, die eine Beschädigung der Weinberge als ein schweres, auf lange Jahre hin unerseßliches Unglück erscheinen läßt. Erlaubt man den Reben, am Boden hinzukriechen oder sich an Bäumen oder Pfählen hinaufzuranken, so schadet eine Beschädigung der Reben vergleichsweise nur wenig. Zieht man den Weinstock dagegen zu kleinen, allmählich dickstämmig werdenden Bäumchen auf, die allein, ohne Stütze, dastehen, so ist das Umhauen eines solchen Zwergbaumes — und darum wird es sich bei dem Uebermuth des jungen Vignoso gehandelt haben — vorläufig nicht wieder gutzumachen, da er nur im Lauf vieler Jahre gezogen werden kann. Die Nahona riß aber außerdem — und dadurch erklärt sich die strenge Maßregel des Admirals — aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Monopol der Weinproduktion und des Weinhandels an sich, was schon deshalb ganz natürlich ist, weil man Mastixsträucher überall da wachsen läßt, wo die Bodenbeschaffenheit dem Wein nicht günstig ist.

Chios ist im Alterthum Mittel- und Ausgangspunkt für den auf den Inseln des Aegaeischen Meeres betriebenen Weinbau gewesen; und wie sich auf diesen Inseln das hellenische Element am Reinsten erhalten hat, so sind auch die Inselweine von der barbarischen Behandlung frei geblieben, die sie sich auf dem von slavischen Horden überrannten Festlande Griechenlands gefallen lassen mußten. Sie bildeten deshalb für die genuesischen Kaufleute einen überaus werthvollen Exportartikel. Freilich führt Dionysos als weltbezwingender, Völker unterjochender Gott die Lanze, deren Spitze, als aus seinem Kriegszug der friedliche Festzug bacchischer Thiasoten geworden war, mit Epheu oder Weinslaub umwunden wurde: diese Umhüllung ist, stillirt, zum Pinienapfel geworden. Gewiß haben auch die Alten die Sitte gekannt, den Wein mit dem Harz der Strandkiefer zu mischen, aber Das geschah nur mit schlechten Sorten, wie denn Martial sagt:

Kapern verschlingest Du nur und Zwiebeln, in stinkender Lase  
schwimmend; es reizt Dich das Fleisch faulenden Schinkens allein;  
Salzfißch liebest Du nur und gemeinen verschimmelten Thunfißch,  
ja nur hartzigen Wein; meidest salerner Getränk.

Daß aber dieser gräuliche Weinverderb im alten Griechenland allgemein gewesen wäre, mit einer in ihrer Art einzigen Logik etwa daraus folgern zu wollen, daß Dionysos „den Pinienapfel am Thyrsosstab trägt,“ mag man immerhin Leuten gegenüber wagen, die so wenig vom Alterthum wissen, daß sie sich vorreden lassen, Sokrates und Alkibiades hätten Trinkgelage in Resinatwein abgehalten, den schrußlichsten Getränk, das menschliche Erfindung überhaupt herzustellen im Stande ist.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Eysenhardt.



## Ein Traum vom Glück.

**W**eiche Lust und purpurnes Meer.  
Rüthlich blinken die Berge her.  
Nicht ein Segel zeigt sich dem Blick.  
Ueber dem grünen Waldessaum  
Liegt es wie ein leuchtender Traum,  
Wie ein Traum vom Glück.

Stille rings durch alle Pracht.  
Nur die Seele jubelt und lacht,  
Alles Schwere blieb zurück.  
Tanzten am verschwiegnen Ort  
Nicht die weißen Nymphen dort  
Wie ein Traum vom Glück?

Und ihr Vachen sonnenhell  
Tönt wie frischer Bergesquell . . .  
Alles Menschliche zurück!  
Göttlich werd' ich. In den Reihn  
Tret' ich und er schließt mich ein:  
Wirbeltraum vom Glück!

Weinlaub in dem schweren Haar,  
Rackte Glieder, äpp'ge Schaar . . .  
Volles Leben in dem Blick . . .  
Aus den Augen, göttlich weit,  
Trinke ich Unsterblichkeit:  
Welcher Traum vom Glück!

Alles heilig, unentweicht,  
Und von Menschheit, Ort und Zeit  
Blieb kein armes Stück . . .  
Götter, Menschen: Gluth und Lust . . .  
Alles heiter, unbewußt:  
Griechentraum vom Glück.

Kam die Nacht, die lange. Der Tanz  
Schwand, es dort in den Haaren der Kranz . . .  
Doch der sonnige Götterblick  
Glänzt mir durch alle Fäßlichkeit,  
Lüge und Dual einer leeren Zeit  
Wie ein Traum vom Glück.



## Totes Leben.

**S**ast mit tausend bunten Farben  
Dir Dein Leben angestrichen.  
Sie verblaßten, sie verblühen;  
Furcht wie Hoffnung, sie verstarben.

Keine Laster, kein Erheben  
Kannst Du in der Seele wecken;  
Und Du siehst mit bleichem Schrecken —  
Das Skelett von Deinem Leben . . .

Wien.

Ludwig Bauer.

## Aus dem Reich der Chemie.

Die modernen Chemiker neigen immer mehr der Ansicht zu, daß die Körper, die wir chemische Elemente nennen, eigentlich keine Elemente sind, sondern nur verschiedene Erscheinungsformen einer uns noch unbekanntem Einheitssubstanz. So merkwürdig es klingt: diese Meinung nimmt um so bestimmtere Formen an, je größer die Zahl der „Elemente“ wird, die gefunden werden. Besonders die neuentdeckten Luftelemente, deren Kenntniß wir dem englischen Forscher Ramsay verdanken, Neon, Krypton, Metargon und Xenon, haben mit den in den letzten Jahren entdeckten Argon und Helium unsere Zweifel bestärkt; sie wollen sich nämlich nicht recht in unser „periodisches System“ einfügen, auf das wir lange mit Recht so stolz waren. Das Kleid ist zu eng geworden und man wird sich nach einer neuen Hypothese umsehen müssen, bis wir endlich auch die neue Form durch eine begründete Theorie der Genesis der Elemente zersprengen können.

Die Zahl der Elemente ist durch die letzten Entdeckungen zur stattlichen Anzahl von 88 emporgestiegen und es sind wohl noch immer neue zu erwarten. Freilich: Elemente, wie die zuerst bekannten waren, die in Millionen von Metercentnern vorkommen, sind nicht mehr zu erwarten und es wird immer schwieriger werden, neue Elemente zu finden. Ist doch eins der lehtentdeckten, das Krypton, nur in so verschwindenden Mengen in unserer Atmosphäre enthalten, daß der Gehalt des Meerwassers an Gold noch immer größer ist als der Gehalt der Luft an Krypton. Aber dem geschärften Spürsinn unserer Forscher, unseren verfeinerten Methoden und Instrumenten werden gewiß noch manche bis jetzt eines vollkommenen Infognitos sich erfreuende Elemente auf die Dauer nicht entgehen können.

Die zwei merkwürdigsten Ankömmlinge der letzten Zeit sind die neuentdeckten Elemente Polonium und Radium, deren Bekanntschaft wir dem französischen Ehepaar P. und S. Curie und dem deutschen Physiker Wiesel verdanken. Vor einigen Jahren schon hatte Becquerel an dem Uranpecherz die sonderbare Eigenschaft entdeckt, daß es eine neue Art eigenthümlicher Strahlen ausstrahlte, die, in mancher Beziehung den Röntgenstrahlen ähnlich, gewisse Substanzen zum Phosphoresziren bringen und durch Metallschichten hindurch wirken können. Wie nun die genannten Forscher gefunden haben, rührt diese Eigenschaft von den zwei neuen Elementen her, die das Uranpecherz beherbergt, von denen das Polonium dem Wismuth, das Radium dem Barium so ähnlich ist, daß chemische Unterschiede von diesen beiden Elementen noch nicht beobachtet werden konnten. Ihre Verbindungen besitzen die strahlenden Eigenschaften in viel stärkerem Grade als ihre Muttersubstanz, aber ihre physikalischen Eigenschaften sind nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von einander verschieden. Sie leuchten im Dunkel von selbst, sie bringen einen Bariumplatinocyanürschirm zur Phosphoreszenz und durchdringen ziemlich dicke Metallschichten. Einige Kristalle von Radiumchlorid in Bleifolie eingeschlossen, rufen im menschlichen Auge nicht nur durch die geschlossenen Augenlider hindurch eine deutliche Lichtempfindung hervor, sondern sogar durch das Stirn- oder Schläfenbein. Sind nun diese Eigenschaften schon an sich höchst merkwürdig, so ist die Quelle dieser Energie noch räthselhafter.

Die Präparate leuchten im Dunkel mit unveränderter Energie unbegrenzt lange weiter, ohne daß sie belichtet werden müssen.

An chemische Prozesse, die etwa Energie disponibel machen könnten, ist nicht zu denken. Wir haben hier eine konstante Energieabgabe ohne wahrnehmbare Energiezufuhr. Es ist nicht denkbar, daß diese Thatfachen dem Gesetz der Erhaltung der Energie den Garaus machen könnten, aber sie bilden bis heute einen scheinbaren, jedenfalls der Aufklärung bedürftigen Widerspruch zu diesem Gesetz. Da auf dem Gebiete emsig gearbeitet wird, wird wohl die Aufhellung nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Ein echtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts hat an seinem Ausgange noch einmal gerechtes Aufsehen erregt: das Aluminium; es wurde bei seinem Erscheinen als „das Metall der Zukunft“ mit Jubel begrüßt, enttäuschte aber sehr bald Alle, die zu überschwängliche Erwartungen gehegt hatten. Denn seine technischen Eigenschaften ließen es nur für gar wenige Verwendungen geeignet erscheinen; man mußte sich begnügen, ein paar Nippesachen aus Aluminium herzustellen, und der Traum von den Eisenbahnbrücken aus Aluminium, über die Aluminiumlokomotiven saßen, war bald zerstört. Da kam vor zwei Jahren Goldschmidt mit seinem „Schmelzofen und Hochofen in der Westentasche“, mit dem Vorschlag, das Aluminium als Wärmeakkumulator und als Reduktionsmittel für bisher schwer zugängliche Metalle zu verwenden. Diese Entdeckung ist schon vielfach verwerthet worden. So werden reines Chrom und reines Mangan bereits in erheblichen Quantitäten aus ihren Oxyden durch Reduktion mit Aluminium hergestellt und zur Fabrikation von Chromstahl und Manganbronze verwendet. Die umfangreichste Anwendung findet die hohe Wärmeentwicklung des verbrennenden Aluminiums bei dem neuen Schweißverfahren. Insbesondere das Zusammenschweißen von Straßenbahnschienen hat sich gut bewährt. Durch die Zusammenschweißung werden die Stöße, die sonst unvermeidlich sind, vermindert und dadurch das rollende Material gespart. Auch eiserne Rohre können zusammenschweißt werden: diese Methode ist billiger als die bisher übliche Flanschen- oder Muffenverbindung. Auch zum Ausbessern fehlerhafter Stahlfassungsstücke wird das Verfahren mit Vortheil benutzt. Die Zahl der Städte, die sich entschlossen haben, das neue Schweißverfahren einzuführen, ist im Wachsen. In Frankreich, wo — wegen der Patentverhältnisse — ein eigenes Etablissement errichtet werden mußte, hat man dem Verfahren Goldschmidts den charakteristischen Namen Aluminothermie gegeben.

Das Wichtigste aber ist die Legirung des Aluminiums mit Magnesium, die Magnalium genannt wird. Sie wurde im letzten Jahre von dem Physiker R. Ludwig Moos in Jena bei seiner Suche nach einem hoher Politur fähigen Spiegelmetall entdeckt; die neue Legirung entsprach nicht nur seinen Zwecken vollkommen, sondern zeigt solche technische Eigenschaften, daß man große Hoffnungen auf sie setzen darf. Die Legirung besteht aus etwa 100 Theilen Aluminium und 10 bis 30 Theilen Magnesium. Jede der beiden Komponenten ist einzeln technisch unbrauchbar; die Legirung aber ist dehnbar, ihre Härte steht zwischen Messing und Rothguß, sie ist gußfähig und sowohl auf der Drehbank als auch mit der Feile außerordentlich gut verarbeitbar. Die auf der Drehbank hergestellten Flächen sind fast silberweiß, außerordentlich politurfähig und widerstandsfähig gegen die Einflüsse der Witterung. Sie ist fester, aber weniger brüchig



als Gußeisen. Der Bruch ähnelt dem des Stahles. Das Magnalium kann zu Blechen ausgewalzt werden, die sich leicht austanzen lassen; auch kann es zu Drähten und Röhren ausgezogen werden. Die verschiedenen Legierungen des Kupfers mögen sich einen harten Konkurrenzkampf gefoht machen.

Wenn man bedenkt, daß die Dichte des Magnaliums zwischen 2 und  $2\frac{1}{2}$  liegt, so sieht man, daß ein Kilogramm Magnalium mehr als dreimal so ausgiebig ist als zum Beispiel ein Kilogramm Weßing. Freilich ist heute das Magnalium noch nicht besonders billig; aber es ist keine Frage, daß sowohl der Preis des Aluminiums noch weiter herabgehen wird — man hat berechnet, daß das Aluminium sich in absehbarer Zeit für 35 Pfennig wird herstellen lassen — als auch der des Magnesiums. Dieses Metall ist heute nur deshalb so theuer, weil es bisher nur in kleinen Quantitäten hergestellt wurde. Es fehlte ja jedes Interesse, gute technische Methoden zur Magnesiumdarstellung auszuarbeiten. Nun ist es sicher, daß das Magnesium sich mit noch weniger Energieaufwand herstellen läßt als das Aluminium. Außerdem ist das Ausgangsmaterial spottwohlfeil und in beliebigen Quantitäten zugänglich, denn das Chlormagnesium ist ein Nebenprodukt der Kaliindustrie und ein Hauptbestandtheil der Salze des Meerwassers. Künftig wird wohl das Bestreben der Magnaliumproduzenten darauf gerichtet sein, die Legierung nicht, wie bisher, durch Verschmelzen der fertigen Metalle herzustellen, sondern sie direkt aus einem Gemisch ihrer „Erze“ elektrolytisch zu gewinnen. Die Entdeckung des Magnaliums bietet übrigens einen trefflichen Beleg für die vor zwei Jahren von van 't Hoff aufgestellten These von der „zunehmenden Bedeutung der anorganischen Chemie.“

Zeigen die angeführten Neuheiten von regem Leben auf dem Gebiete der anorganischen Chemie, so braucht die stattlichere Schwester organische Chemie ihrer durchaus nicht spotten zu lassen. Gerade sie hat ja in der endlich gelungenen technischen Darstellung des Indigos einen schönen Rekord zu verzeichnen. Auch von dieser Erfindung kann berichtet werden, daß sie vor zwei Jahren nicht etwa nur ein Augenblickserfolg gewesen ist, sondern daß der künstliche Indigo langsam, aber sicher seinen Weg macht. Mit unheimlicher Beharrlichkeit dringt er in die Domänen des Naturproduktes ein. Die Anfeindungen, die von den erschreckten Interessenten des Naturproduktes anfangs gegen den gefährlichen Konkurrenten gerichtet worden waren, sind verstummt und nichts wird den Siegeslauf des künstlichen Indigos mehr aufhalten.

Es ist vielleicht bei dieser Gelegenheit erlaubt, einen Umstand näher zu beleuchten, der eine wesentliche Bedingung der billigen Herstellung des Indigos war. Es ist die Umwälzung der Schwefelsäurefabrikation. Das Ausgangsmaterial für den Indigo ist das Phtalsäureanhydrid, das durch Oxydation des Naphtalins mit Schwefelsäure dargestellt wird. Es ist klar, daß die Indigofrage erst erledigt war, als das Phtalsäureanhydrid billig genug zu beschaffen war. Das heißt: als die Oxydation sich nahezu kostenlos bewerkstelligen ließ. Das ist nun bei der modernen Schwefelsäurefabrikation erreicht. Die Geschichte der Umwälzung in der Fabrikation der Schwefelsäure, dieses chemischen Produktes par excellence, ist hochinteressant und ein klassisches Beispiel für die Leistungsfähigkeit deutscher chemischer Technik. Als die deutsche Farbenindustrie sich auf die synthetische Herstellung des Alizarins warf, bedurfte sie großer

Mengen sogenannter rauchender Schwefelsäure, bei deren Bezug sie an die österreichische Produktion gewiesen war. Das war natürlich weder bequem noch billig. Und so schuf sich einfach die deutsche Technik ihre eigene rauchende Schwefelsäure auf ganz neuer Basis, auf Clemens Winklers Kontaktverfahren, der Erzeugung von Schwefelsäureanhydrid aus Schwefeldioxyd und Sauerstoff. Durch Zusatz von Schwefelsäureanhydrid zur gewöhnlichen Schwefelsäure, die nach dem allbekannten Bleikammerprozeß gewonnen wird, erhielt man die rauchende Schwefelsäure und machte sich zunächst von Oesterreich völlig unabhängig. Durch rastlose Verbesserung des Verfahrens gelang es schließlich, die Kosten so weit zu verbilligen, daß heute die konzentrierte Schwefelsäure aus Schwefelsäureanhydrid und Wasser billiger herzustellen ist als durch den Bleikammerprozeß. Der Vortheil des sogenannten Kontaktverfahrens liegt in der Anwendung des Luftsaurestoffes zur Oxydation des Schwefeldioxyds gegenüber der theuren Anwendung der Salpetersäure als Oxydationsmittel beim Bleikammerprozeß. Auch diesem altherwürdigen Verfahren hat also die Sterbestunde geschlagen; schon heute stellt sich die Schwefelsäure (nach dem Kontaktverfahren hergestellt) aus Höchst am Main trotz den Transportkosten in Wien nicht theurer als die einheimische, die noch in Bleikammern hergestellt wird. Da die Fabrikation des Phthaläureanhydrids unter Anwendung von Schwefelsäure als Kreisprozeß gedacht werden und das bei der Fabrikation abfallende Schwefeldioxyd immer wieder zur Fabrikation neuer Schwefelsäuremengen verarbeitet werden kann, so kann man sagen, daß eigentlich die Oxydation des Naphthalins zu Phthaläureanhydrid mit dem Luftsaurestoff erfolgt, einem Oxydationsmittel, wie es billiger nicht mehr gedacht werden kann.

Das letzte Jahr hat der Färberei eine dankenswerthe Bereicherung an neuen schwarzen Baumwollfarbstoffen gebracht. Sie haben die Eigenschaft, die ungebeizte Baumwolle direkt anzufärben, und die erzielten Färbungen haben ganz hervorragende Echtheitsgrade. Das ist ein Vortheil, der gerade bei schwarzen Farbstoffen sehr ins Gewicht fällt. Diese schwarzen Farbstoffe — ich nenne hier insbesondere Zumedialschwarz und Sulfanilinschwarz — sind Glieder einer Kette aller möglichen braunen und schwarzen Farbstoffe, die durch Erhitzen der verschiedensten Ausgangsmaterialien (Benzolderivate u. s. w.) mit Schwefel und Schwefelnatrium hergestellt werden. Man erhält durch diesen Prozeß stets direkte Baumwollfarbstoffe, deren Konstitution heute noch völlig unbekannt ist. Die Theorie tappt hier einstweilen noch gerade so im Dunkeln wie bei den ersten sogenannten Anilinfarbstoffen, bei denen auch die ersten technischen Erfolge ihrer chemischen Erforschung vorausgingen. Als aber die chemische Konstitution einmal erkannt war, konnte ans planmäßige „Erfinden“ gedacht werden und die Farbentechnik nahm erst dann ihren eigentlichen Aufschwung. So wird es wohl auch hier sein. Einstweilen werden die Schwefelfarbstoffe rein empirisch hergestellt und es ist mehr oder weniger Glücksfrage, aus dem uferlosen Meer der Möglichkeiten gerade dem Tropfen eines schönen schwarzen Farbstoffes herauszufischen. Bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung der schwarzen Farbstoffe, die berufen sind, das Blauholzscharz zu verdrängen, unterliegt es keinem Zweifel, daß die emsige Forschung recht bald den Schleier des Geheimnisses lüften wird, der den Bau dieser interessanten Körper noch bedeckt.

Schon seit einigen Jahren ist viel von der künstlichen Seide die Rede; die künstliche Seide hat in ihrem Wesen aber nichts mit der natürlichen gemein. Man versteht darunter Textilfasern, die den hohen Glanz der natürlichen Seide mit größerer Billigkeit verbinden. Ein für manche Zwecke nicht übler Ersatz ist ja in der „mercerisirten“ Baumwolle gefunden worden, die heute schon allgemein verbreitet ist. Weniger gut vermochten sich ganz künstlich hergestellte Fasern wie Charbonnet-Seide einzuführen. Das Prinzip der Fabrication dieser künstlichen Fasern ist stets das folgende: Cellulose wird in irgend einem Lösungsmittel gelöst, aus dem sie unverändert wieder gewonnen werden kann. Dadurch nun, daß die Cellulose in Lösung ist, kann man sie in beliebiger Weise formen, daher auch höchst gleichmäßige Fäden aus ihr ziehen. Das geschieht so, daß man die gelatinöse Lösung der Cellulose durch eine Matrize preßt und den so entstehenden Faden in eine Flüssigkeit bringt, die der Gelatine das Lösungsmittel entzieht; dadurch wird die Cellulose regenerirt, unlöslich und fest und kann als Faden aufgewickelt werden. Wegen der absolut cylindrischen Form und der vollkommen egalten Stärke des Fadens besigen alle so hergestellten Fasern ziemlich hohen Glanz, der bei einigen Arten sogar den der natürlichen Seide übertrifft. Ein solches Lösungsmittel für Cellulose, deren es nur wenige giebt, ist Chlorzink; allein auf diesem Wege läßt sich keine Seide gewinnen, wohl aber finden so hergestellte Fäden Verwendung in der Glühlampenfabrication. Man wählte zunächst den Umweg über die Nitrocellulose, das Collobium, das sich leicht in Aether und Alkohol löst. Auf diesem Wege gelang es in der That, seidennähnliche Fäden herzustellen, die aber wegen ihrer leichten Verbrennlichkeit keine allzu große Verbreitung gefunden haben. Doch ist ihr Glanz ganz hervorragend und auch ihre Verwendbarkeit für Farbstoffe ganz bedeutend; die Festigkeit läßt zu wünschen übrig. Sehr aussichtsvoll hingegen scheint das neue Verfahren zur Herstellung künstlicher Seide von Pauly zu sein, mit dessen technischer Ausnützung eben begonnen wird. Es beruht auf der Löslichkeit der Cellulose in Kupferoxyd-Ammoniak. Die aus dieser Gelatine hergestellte künstliche Seide glänzt stärker als natürliche Seide, beinahe wie Glas, und hat auch den sogenannten „krachenden Griff“ der Naturseide. Sie ist nicht stärker brennbar als Baumwollfaser und wird sich bald einen dauernden Platz in der Textilindustrie erobern.

Seit einigen Jahren hat sich den altbewährten Desinfektionsmitteln ein neues zugesellt, das sich bereits vielseitiger Anwendung erfreut: der Formaldehyd. Er hat sich insbesondere zur Desinfektion von Wohnräumen und zur Haltbarmachung von Fleisch sehr brauchbar erwiesen und dürfte wohl für die Approvisionnement großer Städte noch eine bedeutende Zukunft haben. Nun ist ein zweiter Körper der selben chemischen Klasse, der Aldehyd, das Acrolein, auf seine Wirksamkeit geprüft worden und hat sich dem Formaldehyd noch überlegen gezeigt. Das Acrolein ist ein Körper, der bei der Oxydation des Glycerins entsteht. Der Geruch verbrennenden Fettes kommt von ihm her, denn die Fette sind ja Verbindungen von Glycerin mit Fettsäuren. Bei der immer weiter fortschreitenden Erkenntniß der Wichtigkeit der Hygiene ist jedes neue und billige Bakterien tödende Mittel freudig zu begrüßen.



## Selbstanzeigen.

**Woh den Klugen!** Schauspiel in vier Aufzügen und in Versen von A. S. Gribojedow. Aus dem Russischen metrisch übersetzt. Einbeck, Verlag von H. Ehlers, 1899. Preis 1 Mark.

Der Name Gribojedow dürfte in Deutschland unbekannt sein. Ueber den Werken Turgenjews, Dostojewskijs, Tolstois, mit deren Uebersetzungen der deutsche Büchermarkt förmlich überschwemmt wird, scheinen die Dichtungen der älteren russischen Schriftsteller, mit Ausnahme etwa von Puschkin und Gogol, völlig in Vergessenheit gerathen zu sein. Da nun in unserem Fall auch weder der Uebersetzer noch der Verleger einen „Namen“ besitzt, so war es wohl nicht mehr als billig, daß das vorliegende Büchlein von sämtlichen Zeitschriften, denen Rezensionsexemplare zugehen, totgeschwiegen wurde. Es sei deshalb gestattet, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß hier eins der merkwürdigsten Erzeugnisse der russischen Literatur in einer neuen Bearbeitung deutschen Lesern angeboten wird, ein Werk, das für das russische Gesellschaftsleben der zwanziger Jahre charakteristisch ist, das in manchen Szenen aber wie eine Satire auf allermodernste deutsche Zustände wirkt.

Einbeck.

O. K. Elliffen.

**Deutschland bei Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.** Von einem Deutschen. Berlin W. 1900. Militär-Verlag R. Felix. 3 Mark.

Wohl mancher Deutsche wird, besonders wenn er einigermaßen in der Welt herumgekommen ist, heutzutage die Empfindung haben, daß es nicht immer so mit Deutschland bleiben kann, wie es ist. Unfertig im Innern und nach außen thut das junge Reich nun, ohne den Rath der großen Männer, die es geschaffen haben, die ersten zögernden Schritte auf der Bahn, die es einer unbekanntem Zukunft entgegenführen. Die imponirende Macht, die sich an den Eindruck von Versailles geknüpft hat, besitzen wir nicht mehr, unser Prestige jängt an, zu verblasen, wir treten zweifellos in eine schwierige, vielleicht sogar gefährliche Epoche unserer Geschichte ein und sehr gemischt mögen die Empfindungen sein, mit denen der Patriot die Entwicklung der letzten Jahre verfolgte. Schwerlich sind unsere Aufgaben mit den letzten großen Kriegen und mit der sozialen Gesetzgebung aus Bismarcks Spätjahren erfüllt; ich denke, wir müssen vorwärts gehen, in nationaler Richtung sowohl wie in der sozialen Umformung. Mit dem fortgesetzten Dulden, das die auswärtige Politik unserer Tage ausmacht, mit dem bloßen Stillstehen auf dem Boden des durch Bismarck Beschaffenen kann ich mich nicht einverstanden erklären und ich denke, viele Deutsche können es nicht. Aus solcher Empfindung ist mein Buch entstanden und sein Zweck wäre erreicht, wenn nur eine der Anregungen, die es giebt, jetzt oder später auf fruchtbaren Boden fiel.

Ein Deutscher.

**Worte der Seele.** Ein Gedichtbuch. Dresden 1900 bei E. Pierjon. 1 Mark.

Ich erhebe nicht den Anspruch, ein „Neutöner“ zu sein, obgleich ich in meinen Gedichten meist auf den Wegen Derer gehe, die in den letzten zehn Jahren die deutsche Lyrik revolutionirt und ihr neue Bahnen gezeigt haben. Ich habe mich bemüht, Das, was ich bei ihnen als Fortschritt erkennen zu müssen glaubte, mir zu Eigen zu machen und mit meiner Eigenart weiter zu bilden; mit Bedacht aber habe ich mich auch vor jenen Uebertreibungen gehütet, die jede literarische Gährungsperiode mit sich bringt und denen gerade die führenden und kämpfenden Geister am Leichtesten verfallen. So übergebe ich den Lesern ein modernes Gedichtbuch, das dennoch darauf Anspruch macht, auch von den Begnern jüngst-deutscher Lyrik anerkannt zu werden.

Erich Sachs.



**Trauerweidenblätter, Fragmente aus meinem Leben.** E. Pierjon.

An einen Freund schrieb ich neulich: „Ich habe in meinen Gedichten die Geschichte einer Liebe erzählt, von dem ersten nebelhaften Aufdämmern bis zum hellen, unbestehbaren Auflockern, bis zur Erfüllung, und von da wieder in einem sachten Abschwellen der Leidenschaft, in einem sanften Hinübergleiten zu Freundschaft, Erinnern und Vergessen. Ich weiß nicht, ob meine Zeilen im Stande sind, im Leser ähnliche Gefühle hervorzurufen, wie sie mich beim Niederschreiben erfüllt haben. Das ist aber auch ganz nebensächlich, für mich wenigstens. Rog man mich mitteilidig spöttelnd ansehen, mich auslachen oder totschweigen, — meinen Hauptzweck habe ich erreicht: ich habe die Centnerlast, die auf meiner Brust lag, mir abgewälzt.“

Brünn.

Bruno Herber.



**Pariser Bummel.** Lustiger Führer durch Paris und die Ausstellung. Mit vielen Illustrationen. Verlag der „Lustigen Blätter“, Dr. Eyßler & Co.

Wenn dies Büchlein seinen Lesern nur halb so komisch vorkommt wie mir der Gedanke, darüber eine Selbstanzeige in eine ernste Zeitschrift zu setzen, so habe ich alle Ursache, zufrieden zu sein. In der That: ich bräuchte es nicht fertig, nachdem diese Schnur die Presse verlassen hat, mich auf das „Schriftstellerische“ darin zu besinnen und etwa von meiner „Arbeit“ oder von meinen „Absichten“ zu reden. Höchstens vermöchte ich mich zu dem Geleitwort aufzuschwingen: dieses bunt illustrierte Heft soll seinen Lesern helfen, eine überflüssige Stunde totzuschlagen; wird es amusant oder wenigstens burtlesl gefunden, so hat es seinen Zweck erfüllt, wenn nicht, so sei man nicht böse: ich habb humoristisch gemeint. Mit einiger Sicherheit wage ich, vorauszusagen, daß der reiche Bilderschmuck des „Pariser Bummels“ freundliche Beschauer finden wird; so namentlich die von Koubille in Paris gezeichnete Titelfigur, die mir ausnehmend gut gefällt.

Alexander Moskowski.



## Heiße Tage.

Die Reichsbank hat richtig den Diskont herabgesetzt, obwohl sie keine sonderlichen Goldzuflüsse zu erwarten hat; der Bedarf für China läßt aber eine Verbilligung der Aufnahme von Anleihegeldern nöthig erscheinen. So stellt sich die Finanzwirtschaft in den Dienst der auswärtigen Politik. Die sommerliche Schwüle verleidet den Aufenthalt in den Börsenträumen; aber auch im Herbst werden sie sich kaum so wie früher füllen. Viele Makler und Spekulanten, die bei der Erhöhung der Stempelbeträge nicht mehr ihre Rechnung zu finden hoffen, haben endgiltig ihr Gewerbe aufgegeben. Wenn sie über ein Vermögen verfügen, das ihnen eine bescheidene Lebensführung gestattet, melden sie ihre Steuerpflicht ab, führen ihr Dasein als Rentiers weiter und besuchen die Börse höchstens noch, um für eigene Rechnung Geschäfte zu machen, für die sie dann Stempel und Courtage entrichten, nicht aber von Beruf wegen. Sie sind nicht mit der Gruppe der Reicheren zu verwechseln, die ihr Bankiergewerbe nur zum Schein aufgegeben haben, nach wie vor aber Tag für Tag im Börsentempel ihr Heil versuchen; dazu sind sie, ohne ein besonderes Gewerbe zu treiben, als Mitglieder der Korporation der Kaufmannschaft berechtigt. Diese Fachmänner entziehen dem Staat die Gewerbesteuer, spekuliren in altem Umfang weiter und können, da sie von allen Lasten befreit sind, dem zünftigen Börsianerthum eine wegen der ungleichen Voraussetzungen drückende und darum auch unlautere Konkurrenz bereiten. Die Ausdehnung der Kontrollvorschriften, die in Verbindung mit der Flottensteuer der Börse aufgebürdet sind und ihre Bewegungsfreiheit hemmen, macht das Börsengewerbe so lästig und unbequem, daß gerade die vornehmeren Naturen, gegen deren Geschäftsgebarung sich nicht die mindesten Einwendungen erheben lassen, sich von dem Geist der neuen Gesetzgebung angewidert fühlen. Namentlich vermindert den Börsenbesuch die in Verbindung mit der Flottensteuer eingeführte Bestimmung: wenn für ein Geschäft nicht schon am Tage des Abschlusses auch der Schlußschein ausgemacht und versandt wird — tausend Gründe können eine Verzögerung nothwendig oder wenigstens angemessen erscheinen lassen —, so müsse davon unverzüglich der Steuerbehörde unter Angabe der Gründe Anzeige erstattet werden. Solche Steuerhürden kann einem ehrlichen Manne nicht behagen; statt sich ihr auszusetzen, verzichtet er lieber auf das Geschäft. Der unehrliche Mann aber mißachtet einfach die gesetzlichen Vorschriften und läßt es darauf ankommen, bei einer Revision auf der Ungefehrlichkeit erlappt zu werden. Wer sich von den Geschäften ganz zurückziehen kann, athmet auf, dem Zwange, Bücher führen und sie stets der Kontrollbehörde vorlegen zu müssen, entronnen zu sein. Die Fahrenflucht der ältesten Stammgäste hat die Börsenbehörden, die mit der Erledigung ihrer bürokratischen Geschäfte ihrer Pflicht genügt zu haben glauben, aus ihrer Ruhe aufgestört; sie drängen die kaufmännischen Körperschaften, sich um eine schleunige Revision des Börsengesetzes zu bemühen. Selbst die schwerfällige Organisation der Aeltesten der berliner Kaufmannschaft hat sich aufgerafft, Erwägungen über eine Aenderung der Börsengesetzgebung anzustellen. Bei diesem schüchternen Anfang darf es aber nicht bleiben. Alle wirtschaftlichen Vereinigungen des ganzen Reiches müssen genaue Revisionsvorschläge ausarbeiten und die Vorbereitungen für die Einberufung einer neuen Börsenaußerkommision treffen.

Auf die Initiative der Regierung darf nicht gerechnet werden. In wirtschaftlichen Fragen läßt sie sich längst nur noch von der Erwägung leiten, wie sie die Wünsche der Leute befriedigen könne, die ihr durch brüste Drohungen lästig werden.

In guten Tagen vergaß die Börse, für die eigene Sicherheit zu sorgen und auf die Beseitigung gesetzlicher Hemmungen hinzuwirken. Heute wird ein solches Bestreben durch Muthlosigkeit und Befürchtung eines Mißerfolges gelähmt. Jede Woche richtet neue Verwüstungen im Kurszettel an und noch immer wächst die Angst des Publikums. Als die Börse stark war, gab es fast für jedes Angebot willige Käufer; heute fehlt selbst gegenüber geringen Abgaben jedes Decouvert und die Folge ist ein weiterer Kurssturz. In ein paar Tagen sind stattliche Vermögen zerschmolzen, eben noch wohlhabende Männer verarmt. Alle, die auf die Beständigkeit der Konjunktur ihre Pläne gebaut hatten, haben ein hohes Lehrgeld zu zahlen gehabt. Trotzdem verharren die meisten Aktiengesellschaften, deren Werthe während der jetzigen Baissperiode rasch heruntergingen, in einer merkwürdigen Gleichgültigkeit. Es wäre aber die Pflicht der Verwaltungen, schleunigst zum Sammeln zu blasen — ohne die sonst sorglich beobachtete Rücksicht auf den ungestörten Genuß der Sommerfrische — und auf Grund vorläufiger Aufstellungen den Aktionären über die Geschäftslage ausführlich Bericht zu erstatten. Die Herren sollten auch in der Psychologie weit genug gekommen sein, um das verhängnisvolle System der Schönfärberei aufzugeben; übermäßig günstige Darlegungen finden keinen Glauben mehr und wecken nur Mißtrauen. Vor Allem ist es nöthig, in einer Zeit, wo auf finanziellem Gebiet kaum noch eine verlässliche Stütze zu finden ist, Klarheit zu schaffen. Bleiben die Aktionäre ohne jede verlässliche, von der Verantwortlichkeit der Verwaltungen gestützte Kunde über das Ergehen der Gesellschaften, so werden sie in neuen Schaaeren ihre letzten Papiere opfern. Es entspricht auch dem Geist des Handelsgesetzbuches, daß nicht nur einmal im Jahre, zur Entgegennahme des Jahresberichtes, sondern so oft, wie es die Verhältnisse eines Unternehmens erfordern, die an ihm Beteiligten zusammengerufen werden, um zu hören, wie es geht und steht, und zu berathen, welche besonderen Maßnahmen für die Zukunft zu ergreifen seien. Die Gleichgültigkeit der Aktionäre, die in dem schwachen Besuch der Generalversammlungen sichtbar wird, entbindet weder Direktion noch Aufsichtsrath von der Verpflichtung, die Aktionäre über das Ergehen ihrer Gesellschaft zu unterrichten.

Selbst Fabriken, deren Verhältnisse glänzend genannt werden, sehen sich allmählich zu der Erklärung genöthigt, daß sie für das laufende Geschäftsjahr von der Gewährung einer Dividende absehen müssen. Die rosig gefärbten Stimmungberichte der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft beseitigen nicht die Ertraglosigkeit eines mit ihr aufs Engste liierten Bronzewaaren-Unternehmens, dessen Erzeugnisse bisher bei der A. E. G. stets willige Aufnahme finden. Die erste Kölner Elektrizität-Gesellschaft, die ihre Fingarme weit über das Reich hinaus dehnt, fühlt sich auch nicht mehr sicher und bemüht sich, die von ihr erbauten oder zu erbauenden Anlagen in eigene Aktiengesellschaften umzuwandeln, um nicht durch einen möglichen Mißerfolg der Töchter selbst geschädigt zu werden und um die lokalen Interessenten zur Aufbringung der zum Bau und zum Betrieb nöthigen Mittel heranzuziehen. Die Kommunen wiederum, deren Elektrizitätsunternehmen, seien es Wasserwerke, Beleuchtungsanlagen, Straßenbahnen oder

sonstige Kraftwerke, rentabel wirtschaften, machen von dem Recht Gebrauch, zu einem vertraglich vereinbartem Zeitpunkt die gesamten Anlagen zum Inventurwerth in eigene Verwaltung zu übernehmen. Die Industriegeellschaften, die unter oft schweren Opfern die Kinderkrankheiten ihrer Gründungen heilen mußten, werden dadurch verhindert, die Früchte ihrer Arbeit im Stadium des Gedeihens zu ernten; ihnen bleiben aber die Lasten der Unternehmen aufgebürdet, die ohne Nutzen arbeiten. Eine ältere Gesellschaft, die Königsberger Pferdeisenbahn, die längst den elektrischen Betrieb eingeführt hat, erlitt mit dem Versuch, die Uebernahmerechte der Stadt Königsberg anzufordern, eine empfindliche Schlappe. Die Verwaltung dieses Unternehmens gehört zu denen, die den Aktionären die Verhältnisse der Gesellschaft gar nicht günstig genug schildern konnten. Der Optimismus hat sich gerächt: Das werden die nächsten Dividenden erweisen. Die Städte überschätzen meist ihre Kräfte, wenn sie diesen oder jenen Betrieb in eigene Verwaltung übernehmen, statt ihn der beweglicheren Privatregie zu überlassen. Die städtische Bevölkerung macht es freilich Magistrat und Stadtvorordneten schwer, auf das Uebernahmerecht zu verzichten; denn besonders die Straßenbahnverwaltungen folgen nur zu gern dem Beispiel der Großen Berliner Straßenbahn, die ihre Fahrgäste eben so schlecht wie ihre Angestellten zu behandeln liebt und dadurch die Volksstimmung gegen sich aufreizt. Zum Glück ist wenigstens dem Gründungsfever in der Elektrizitätsindustrie für die nächste Zeit durch die schlimmen Geldverhältnisse Halt geboten. Sonst hätten wir noch böhere Dinge erlebt.

Wenn die Abflauung so weit vorgeschritten ist, daß das Kapital sich wieder hervorwagen kann, werden Neuerungen auf dem Gebiet des Beleuchtungswesens ihre Ansprüche geltend machen. Auch die Herstellung neuer elektrischer Straßenbahnen wird einen Aufschwung erleben. Die schematischen Beschlüsse städtischer Körperschaften, Konzessionen für die Begründung von Straßenbahnen oder für die Herstellung neuer Bahnlinien fortan nicht mehr an die Privatindustrie zu ertheilen, dürfen nicht ernst genommen werden, da sie nur die Menge beschwichtigen sollen. Die Periode des Stillstandes mag benutzt werden, um eine Ordnung der inneren Verhältnisse der Elektrizitäts-Gesellschaften vorzunehmen, namentlich die Beteiligungen bei den verschiedensten Unternehmungen im In- und Auslande zu prüfen. Die „toten Konten“ mögen dann ohne Rücksicht auf empfindliche Verluste gelöscht werden; die schmerzhafteste Operation bildet die Vorbedingung für die Gesundung des Körpers. Leider sind die Geschäftsberichte der bedeutenderen Elektrizitätsfirmen so dürftig, daß die Aktionäre einen Ueberblick über die Bedeutung ihrer Verpflichtungen nicht gewinnen können. So kann selbst das Schicksal von Beteiligungen verborgen bleiben, die sich bis auf zehn Millionen Mark belaufen. Das Ausland bietet willkommene Schlupfwinkel für solche Riesen Gründungen, über die nur selten Denen Rechenschaft abgelegt wird, mit deren Geldmitteln sie zu Stande kommen. Die Deutsch-Ueberseeische Elektrizitäts-Gesellschaft zum Beispiel hat sich in Argentinien und anderen fernen Ländern so festgelegt, daß sie auf ihr Aktienkapital von zehn Millionen Mark für das letzte Geschäftsjahr nicht einen Pfennig Dividende zahlen kann. Das bedeutet für das Rationalvermögen einen harten Verlust, der aber leider nicht vereinzelt dasteht. Lynkeu s.